Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit. . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich. . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Betty Kane.

Roman
von
Mrs. Henry Wood.

Aus dem Englischen.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin 1873.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Capitel.
Wo ist der Ring?

Doctor Rane fand offenbar nichts in seinem Gewissen, was ein Hinderniß dargeboten hätte, und die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen ihren ruhigen, oder besser gesagt, ihren heimlichen Fortgang. In ihrer Angst, die Neuigkeit möchte Madame jenseits des Canals zu Ohren kommen und sie zurückkehren, um ihr Veto einzulegen, hielten die Betheiligten es für's Beste, gar nicht davon zu sprechen, so daß von dem, was im Werk war, nichts in's Publikum drang.

Betty, welche als die einzige Frau im Hause die Arrangements übernehmen mußte, sollte einen Tag für die Hochzeitsfeier bestimmen, und sie nannte den neunundzwanzigsten Juni, ihren Geburtstag. War erst der Juli gekommen, so konnte man Madame's Bewegungen nicht mehr mit Sicherheit berechnen; es war ebenso möglich, daß sie nach Hause kam, als daß sie noch länger außen blieb, und jedenfalls mußte bis zu ihrer Heimkehr alles

vorüber sein, wenn man es friedlich abmachen wollte. Die ganze Feierlichkeit sollte so einfach als möglich sein, da der kürzliche Tod Edmund North's, so wie die Umstände, unter welchen sie begangen wurde, die gebräuchlichen Lustbarkeiten untersagten. Die Hochzeitsgesellschaft sollte, wie zu einem gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst, nach der Kirche fahren, Betty in einem einfachen Seidenkleide und einem ebenso einfachen Hut. Mr. North sollte seine Tochter fortgeben, im Fall er wohl genug dazu war, wenn nicht, sollte Richard an seine Stelle treten. Ellen Adair war zur Brautjungfer erkoren, und Arthur Bohun hatte sich selbst zum Brautführer angeboten. Es mag pflichtvergessen von ihm gewesen sein, aber Arthur freute sich von ganzer Seele des Streichs, welcher Madame gespielt wurde.

Mrs. Cumberland's Scrupel mußten wohl die nöthige Beruhigung gefunden haben, da sie an der Hochzeit theilnehmen und in der Kirche anwesend sein wollte. Doctor Rane und seine junge Frau sollten gleich nach der Trauung nach Whitborough zur Eisenbahn fahren. Die Hochzeitsreise sollte nur eine Woche währen: der Doctor mochte seine Kranken nicht länger allein lassen, und Betty bekannte, daß sie lieber daheim ihr Haus in Ordnung brächte, als daß sie sich in den kleinen Wirthshäusern an der Landstraße in Wales umherstieße. Wäre Madame nicht gerade

in Paris anwesend gewesen, so hätte Doctor Rane wohl gewünscht, mit Betty über den Canal zu gehen und ihr zum ersten Mal die französische Hauptstadt zu zeigen. Unter der ungerechten Herrschaft ihrer Stiefmutter war die arme Betty nirgends hingekommen, während Mathilde mit ihr die halbe Welt bereist hatte.

Die neue Einrichtung in Doctor Rane's Hause sollte in der Woche der Abwesenheit des jungen Paares vollendet werden, die Meubel, welche Mr. North als Betty gehörig betrachtete, aus dem Herrenhause gebracht, der neue Teppich, Mrs. Cumberland's Hochzeitsgeschenk, im Gesellschaftszimmer befestigt, und Molly Green als Hülfe für Phillis engagirt werden. In Betreff des letzten Punktes war von Seiten Madame's keine Einsprache zu fürchten, da Molly eines Tages, durch irgend eine ungerechte Forderung ihrer bisherigen Gebieterin gereizt, auf der Stelle den Dienst gekündigt hatte. Betty hatte das Mädchen gern und sah kein Unrecht darin, sie für ihren eigenen Haushalt zu engagiren.

Eine von den wenigen Personen, welche in das Geheimniß gezogen worden, war Mrs. Gaß. Richard, welcher ihr, trotz ihrer schlechten Grammatik, große Achtung zollte und zugleich von Herzen zugethan war, hatte ihr die Neuigkeiten hinterbracht. Sie hörte dieselben schweigend an, etwas bei Mrs. Gaß Seltenes. Es machte Richard ebenso betroffen, als das Benehmen Mrs. Cumberland's,

und ebenso kam ihm der Gedanke, daß Mrs. Gaß die Nachricht ungern höre.

„Nun, ich hoffe, sie werden glücklich sein," sagte sie endlich, das Schweigen brechend, „und ich hoffe, er verdient es. Ja, das hoff' ich von ganzem Herzen. Meinen Sie, daß er's verdient, Mr. Richard?"

„Kane! Ob er glücklich zu sein verdient? So weit ich es beurtheilen kann, ja. Warum sollte er nicht?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Mrs. Gaß, Richard's Blicke suchend. „Oliver Kane ist meines verstorbenen Mannes Neffe, aber ich kenne ihn fast gar nicht, ausgenommen als Doctor; denn er kurirt hier im Haus, sehen Sie, und nicht Alexander, wie es auch natürlich ist. Ist er wahrheitsliebend, Mr. Richard, ist er zuverlässig?"

„Er ist's, wenigstens weiß ich nichts vom Gegentheil", versetzte Richard, etwas über die Wendung verwundert, welche das Gespräch genommen. „Wenn ich wüßte, daß er es nicht wäre, würde es mir sehr leid um Betty thun."

„Wir wollen hoffen, daß er's ist, Mr. Richard, und ihnen von ganzem Herzen Glück wünschen."

Es war offenbar, daß in Mrs. Gaß' Seele ein Zweifel in Betreff jenes Papiers, welches in ihrem Zimmer gefunden wor-

den, zurückgeblieben war. Als Frau von Verstand mußte sie, sobald sie ernstlich darüber nachdachte, sich sagen, daß der einzig mögliche Ort, von welchem es hergekommen sein konnte, des Doctors Taschenbuch war.

Ein Verhör, welches sie mit Molly Green angestellt, und welches sie, wie sie glaubte, sehr geschickt geleitet hatte, ließ die Sache genau so, wie sie vorher gewesen. Aber das Mädchen zeigte bei der Voraussetzung, sie könnte ein Plumpuddingrecept haben fallen lassen — denn als solches hatte es Mrs. Gaß bezeichnet — eine so ehrliche Ueberraschung, daß jene nothwendigerweise an dem Taschenbuch festhalten mußte. In wie fern Oliver Rane schuldig war und ob überhaupt schuldig, vermochte sie nicht zu entscheiden. Ein Rest von Zweifel blieb in ihrer Seele zurück, wie froh sie auch gewesen wäre, ihn völlig verbannen zu können. Eins fiel ihr als seltsam, wenn nicht als verdächtig auf, nämlich daß Dr. Rane von dem Augenblick an, wo sie ihm das Papier eingehändigt, bis zu dieser Stunde, niemals wieder den Gegenstand berührt hatte. Es schien Mrs. Gaß, daß ein unschuldiger Mann es gethan hätte, wäre es auch nur mit der Bemerkung gewesen, daß er keine Entdeckung in Betreff des Schreibers gemacht.

Und wenn nun von diesem vagen Zweifel auch etwas in

Richard North aufstieg, als er Mrs. Gaß seine Mittheilung machte, so lag die Schuld an ihrem Benehmen. Allein er war selbst ein zu ehrlicher, argloser Charakter, um grundlosem Verdacht Raum zu geben. Der Eindruck schwand wieder und er ging in der Ueberzeugung weg, daß Mrs. Gaß in ihrer Besorgniß für die Ehre des Hauses North, die Heirath wegen des Doctors Armuth mißbilligte.

So war also Niemand da, der ein Wort der Warnung zur rechten Zeit gesagt hätte, und der für die Hochzeit bestimmte Tag rückte heran. Das Programm konnte schließlich doch nicht genau durchgeführt werden, denn Mr. North bekam einen seiner nervösen Anfälle und konnte nicht zur Kirche kommen.

Der Junimorgen war warm und sonnig, an welchem fünf Minuten nach neun Uhr die Kutsche von Dallory Hall nach der Kirche fuhr. Richard North, seine Schwester und Arthur Bohun waren die Insassen derselben. Die bei Hochzeiten beobachteten Formen und Gebräuche waren hier vollständig bei Seite gesetzt, wie wäre sonst Arthur Bohun, als Brautführer, dazu gekommen, mit der Braut zur Kirche zu fahren? Doch was that's? Der andere Wagen, welcher der erste hätte sein müssen, fuhr diesem so nahe vorüber, daß die Pferde fast zusammengerannt wären. In späterer Zeit, als in das eheliche Leben Dr. Rane's und seiner

Frau sonderbare Verhältnisse eintraten, als Oliver mit Abscheu betrachtet und mit Anklagen überhäuft wurde, sagten die Leute, die Heirath sei mehr das Werk der Familie North, als das seinige gewesen. Wie dem auch sein mochte, Betty war zuerst in der Kirche, und beide hatten sich ein wenig verspätet.

Mr. North war aber nicht der Einzige, welcher sie im Stiche ließ; auch Mrs. Cumberland erschien nicht. Sie vermochte keinen andern Grund für ihr Fortbleiben von der Ceremonie anzugeben als daß sie sich derselben nicht gewachsen fühlte, was ihr Sohn nach Belieben glauben mochte oder nicht. Ihr neues elegantes Kleid und ein eben solcher Hut waren auf dem Bette ausgelegt, allein sie sah nicht einmal danach hin, und Ellen Adair ward es klar, daß sie und Dr. Rane allein nach der Kirche fahren müßten. Ihre Miethskutsche war es, welche fast gleichzeitig mit dem andern Theil der Hochzeitsgesellschaft anlangte.

Richard North führte seine Schwester das Seitenschiff der Kirche hinauf. Dicht hinter ihnen ging der Bräutigam. Dann folgten Ellen Adair und Capitän Bohun neben einander gehend. Betty trug ein hübsches grauseidenes Kleid und einen einfachen weißen Hut; ein kleines Bouquet, welches sie in der Hand hielt, hatte der Gärtner Williams für sie gebunden. Ellen Adair war in einem ähnlichen Kleide, welches ihr reizend stand. Mr. Lea,

der Geistliche, wartete bereits mit dem Buch in der Hand. Die Zuschauer in der Kirche — denn das Gerücht von der Trauung hatte sich noch im letzten Augenblick verbreitet, wie es mit Trauungen fast immer zu geschehen pflegt, und es hatten sich Viele eingefunden — erhoben sich voll Erwartung.

Unter allen Betheiligten war es der Bräutigam allein, welcher an nervöser Aufregung zu leiden schien. Seine Antworten waren leise und abgebrochen. Dies war um so auffallender, als er sonst ein so ruhiger Mann von großer Selbstbeherrschung war. Betty, die immer Schüchterne, sich Unterordnende, sprach dagegen mit sanfter Festigkeit; kein Schatten eines Argwohns oder Bangens schien ihre Seele zu streifen. Da stellte sich plötzlich ein eigenthümliches Hinderniß dem Fortgang der Ceremonie in den Weg.

„Den Ring, wenn ich bitten darf", flüsterte der Geistliche dem Bräutigam zu, als es so weit war, daß der Ring gebraucht wurde.

Der Ring! Oliver Rane faßte in seine Westentasche und gerieth in die höchste Bestürzung. Der Ring war nicht darin. Er mußte ihn auf seinem Toilettentisch haben liegen lassen. Das kleine goldene Symbol war in ein Stückchen weißes Seidenpapier gewickelt gewesen und er besann sich genau, dasselbe in seine

Westentasche gesteckt zu haben. Aber eben so gewiß war es jetzt nicht darin und er meinte, er mußte es wieder herausgenommen haben.

„Ich habe den Ring nicht!“ rief er athemlos.

Mitten in einer Trauung abzubrechen und zu warten, bis ein Bote eine Viertelmeile weit nach dem Ring und wieder zurück-lief, war etwas Unerhörtes für den Geistlichen sowohl als für die verblüfften Zuschauer rings umher. Was war zu thun? Es wurde gefragt, ob vielleicht einer der Anwesenden mit einem Ring aushelfen könnte. Ellen Adair, welche in ihrer ganzen Lieblichkeit hinter der Braut stand, legte still den Handschuh und das Bouquet derselben, welche sie gehalten, nieder, zog ihren eigenen Handschuh aus und gab Oliver Rane einen einfachen Goldreifen von ihrem Finger, welchen sie stets getragen. Arthur Bohun allein kannte die Geschichte dieses Ringes; die Uebrigen hatten sich niemals genug für sie interessirt, als daß sie danach hätten fragen sollen; sie hatten vielleicht nicht einmal bemerkt, daß sie einen Ring trug. Hätte Oliver Rane auch alle Goldschmiedsläden Whitborough's durch-sucht, er hätte keinen passenderen Trauring als diesen finden können.

Mittlerweile war die Ceremonie beendet, und die Gesellschaft begab sich nach der Sakristei; Betty, durch den unangenehmen Vorfall und die Feierlichkeit des ganzen Actes aufgeregt und er-

schüttert, brach hier in Thränen aus und fragte Ellen, wie sie zu einem Trauring gekommen.

Die Geschichte war sehr einfach und der Besitz des Ringes schrieb sich von der romantischen Schwärmerei zweier jungen Mädchen her. Ellen und eine ihrer Schulgenossinnen, Marie Warne, hatten eine aufrichtige und dauernde Freundschaft geschlossen. Als Ellen die Schule verlassen, um zu Mrs. Cumberland zu gehen, hatten sie zwei einfache Goldreifen ausgetauscht, über welchen sie sich ewige Freundschaft geschworen und das Gelübde abgelegt, das Kleinod immer zu tragen. Aber ach, noch waren nicht sechs Monden verflossen, als Ellen die Nachricht von dem Tode ihrer Freundin erhielt. Der Ring war ihr in Folge dessen wirklich werth geworden, doch hatte sie kein Bedenken getragen, sich bei jenem Vorfall von ihm zu trennen.

Als sie aus der Sakristei herauskamen, sah sich Ellen plötzlich Jelly gegenüber. Der Sakristan, die beiden Kirchenfrauen und der Glöckner, die zu den Bevorzugten zu gehören glaubten, drängten sich zu, wohin es ihnen beliebte, und Jelly, welche als Hausgenossin von Mrs. Cumberland natürlich nicht unter die gewöhnlichen Zuschauer gezählt werden konnte, beliebte es, jenen nachzudrängen. Ihr Gesicht war noch einmal so lang als sonst, als sie Miß Adair in die Nähe kam.

„Wie konnten Sie, Miß Ellen?“ flüsterte sie. „Wissen Sie nicht, daß es für eine Braut nichts Unglückverheißenderes giebt, als mit eines Andern Trauring getraut zu werden?“

„Aber es war kein Trauring, Jelly. Blos ein einfach goldener.“

„Ganz gleich; so war es für Sie von schlechter Vorbedeutung. Wir haben hier zu Land den Aberglauben, Miß Ellen, daß wenn ein Mädchen einen Ring von ihrem Finger nimmt, um einer Braut damit aus der Noth zu helfen, sie selbst niemals Frau wird. Ich würde es nicht riskirt haben, Miß.“

Jelly's Furcht war so aufrichtig und sie machte ein so langes Gesicht, daß Ellen herzlich lachen mußte. Aber es war keine Zeit, etwas zu erwidern, denn Richard reichte ihr den Arm, während Oliver Rane seine junge Frau bereits hinausführte. Dicht vor der Kirchenthür stand Mr. North's Wagen, in welchen Braut und Bräutigam einstiegen.

„Mein Shawl, wo ist mein Shawl?“ fragte Betty sich danach umsehend.

Sie hatte sich darauf gesetzt und lachte heiter, als Oliver ihn hervorzog. Diesen Shawl, ein leichter Cashmir, wollte sie umwerfen, ehe sie die Station erreichten. War ihr seidenes Kleid damit bedeckt und der weiße Spitzenschleier auf ihrem Hut durch einen eben

solchen schwarzen ersetzt, so konnte das scharfsinnigste weibliche Wesen, ob alt oder jung, welches sie zufälligerweise zur Reisegefährtin bekommen konnten, nie und nimmer eine Braut in ihr entdecken.

Arthur Bohun warf dem Wagen einen alten weißen Atlaspantoffel nach und traf des alten Kutschers Kopf, worüber die Menge, welche gaffend umherstand, in lauten Jubel ausbrach. Richard mußte nach den Fabriken und half Ellen in den Wagen, in welchem sie gekommen.

„Wollen Sie es gütigst entschuldigen, wenn ich Capitän Bohun bitte, Sie statt meiner nach Hause zu begleiten, Miß Adair? Es ist heute besonders viel in den Fabriken zu thun und ich muß hin. Arthur, willst Du die junge Dame unter Deinen Schutz nehmen?“

Ellen wußte selbst nicht, was sie zur Antwort gab. Capitän Bohun stieg in den Wagen. Die Situation war eine durchaus unerwartete und wenn ihre Herzen in der Aufregung des plötzlichen Glücks ein wenig schneller schlugen, so hatte Richard wenigstens keine Ahnung davon.

„Es ist die erste Hochzeit, der ich jemals beigewohnt“, begann Ellen heiter, fühlend, daß sie sprechen mußte, um das Ungeschickte ihrer Lage zu verdecken. Sie fühlten es Beide und rückten so weit

von einander, als wenn sie sich gezankt hätten: sie in eine Ecke, er in die andere, ihr quer gegenüber.

„Es war natürlich so arrangirt, daß ich mit Mrs. Cumberland nach Hause fahren sollte“, fing Ellen abermals an.

„Ist sie krank?“

„Dr. Rane denkt, daß es nur nervöse Erregtheit ist; er sagte es auf der Fahrt nach der Kirche. Ich mußte mit ihm allein fahren, und ich bin sicher, daß die Leute auf dem Wege, die nichts von Betty gehört hatten, mich für die Braut hielten, mit der er zur Trauung fuhr, sie starrten so in den Wagen hinein.“

Ellen lachte wie sie so sprach. Arthur Bohun, welcher sich in vollen Zügen an ihrer Schönheit berauschte, sah bedeutungsvoll zu ihr hinüber und seine blauen Augen verriethen unwillkürlich, was er für sie fühlte.

„Das nächste Mal kann die Reihe an Sie kommen, Ellen.“ Sie erröthete lebhaft und sah zum Wagenfenster hinaus, wie wenn sie etwas, das des Weges kam, genau betrachtete. Er fühlte sich mehrmals versucht, von seiner Liebe zu sprechen, allein er besaß einen sehr ausgebildeten Sinn für die Schicklichkeit von Ort und Zeit, und dazu war Ellen vor fünf Minuten erst unter seinen Schutz gestellt worden: es hätte ihn unehrenhaft gedünkt. Außer-

dem hatte er sich fest vorgenommen, nicht eher zu sprechen, als bis er den Weg zur Heirath klar vor sich sähe.

Ellen Adair kehrte ihm wieder ihr strahlendes Gesicht zu.

„Jelly ist in einem schrecklichen Zustand über den Ring und sagt uns Allen allerhand Unglück voraus, dankbar daß es ihr nicht passirt ist. Glauben Sie, daß Betty meinen Ring für immer behalten wird? Vielleicht wäre die Trauung nicht einmal gültig, wenn sie ihn mir zurückgäbe und ihren eigenen trüge, im Fall er sich wiederfindet?"

Arthur Bohun's Augen lachten, während er im ernstesten Tone antwortete: „Vielleicht! — Ich weiß nicht, Ellen, was ohne Ihren Ring geworden wäre."

„Ich sagte Betty etwas nicht, als sie mich in der Sakristei über den Ring ausfragte, und ich werde es ihr auch ferner zu verheimlichen suchen: daß Marie Warne todt ist. — Wie kam es, daß Mr. North nicht anwesend war?"

„Ebenfalls Nerven nach meiner Meinung. Er sagte, er sei krank."

„Warum sollte er nervös sein?"

„Weil es seiner Frau zu Ohren kommen könnte, daß er die Verantwortlichkeit für die Heirath so weit auf sich genommen, um sogar in der Kirche anwesend zu sein."

„Wissen Sie, weshalb Mrs. North dagegen war?"

„Nein. Wenn nicht deshalb, daß Andere dafür waren. Trotzdem sage ich das nur zu Ihnen, Ellen, denn sie ist meine Mutter."

Dieses ausschließliche Vertrauen klang ihren Ohren sehr süß und sie wendete sich wieder gegen das Fenster.

„Ich hoffe, daß sie glücklich miteinander sein werden," fuhr Arthur fort. „Es ist kaum daran zu zweifeln; Betty ist so sanft und gut."

„Er hat auch einen guten Charakter."

„Ja, ich denke. Ich kenne ihn nur wenig. Hier ist Mrs. Gaß!"

Sie fuhren eben an dem Hause der Dame vorüber. Sie saß am offenen Fenster in einer statiösen, bernsteinfarbenen Robe und einer Haube mit weißen Atlasbändern. Sobald sie des Wagens ansichtig ward, lehnte sie sich hinaus und schwenkte ihr Taschentuch heftig zum Gruß, gerade als ob sie die Braut und der Bräutigam gewesen wären. Als Ellen den Gruß erwidert hatte und sich in ihre Ecke zurücklehnte, berührte ihr Fuß etwas, welcher auf dem Teppich des Wagens lag.

„O, was ist das?'

Beide bückten sich danach zu gleicher Zeit. Es war der in

ein Stückchen Seidenpapier gewickelte Trauring. Capitän Bohun entfaltete das Papier.

„Dr. Rane muß es während der Fahrt aus seiner Tasche verloren haben,“ rief Ellen. „Sie wissen, er sagte, er wäre sicher, daß er ihn eingesteckt hätte. Was soll nun damit geschehen?“

„Tragen Sie ihn statt des Ihrigen, bis sie wieder kommen“, sagte Arthur. „Betty mag dann zwischen beiden wählen.“

Sie nahm den Vorschlag unbefangen an, zog ihren rechten Handschuh aus und streckte die Linke nach dem Ringe aus. Allein er gab ihn ihr nicht. Sich gegen sie beugend, nahm er ihre rechte Hand und steckte den Ring selber an.

„Er paßt mir ebenso gut wie mein eigener.“

Ihre Blicke begegneten sich. Er hielt noch ihre Hand, als müßte er sich selbst überzeugen, daß der Ring paßte. Ihr süßes Gesicht glich einer Centifolie.

„Ich hoffe, daß ich eines Tages einen andern, zu besserm Zwecke anstecken kann, Ellen“, waren die flüsternd und bebend gesprochenen Worte, welche von seinen Lippen kamen. „Bis dahin — wenn Betty ihn nicht zurückfordert — gedenken Sie daran, daß ich ihn an Ihren Finger steckte.“

Weder eine Silbe noch ein Blick wurde weiter gewechselt.

Capitän Bohun setzte sich in seine Ecke, Ellen in die ihrige, ihr heißes Gesicht über den Handschuh gebeugt, welchen sie wieder anzog in dem vollen Glauben, daß der Wagen zum Paradies verwandelt wäre.

Zweites Capitel.
Der Teppich wird ausgebreitet.

Die Tage vergingen und Dr. Rane's Haus wurde zum Empfang der jungen Frau in Bereitschaft gesetzt. Es war keine Zeit zu verlieren, da die Hochzeitsreise nur eine so kurze sein sollte Sie würden, meinte Jelly, zurück sein, noch ehe man sich recht umgesehen. Mrs. Cumberland schenkte den neuen Teppich für das Gesellschaftszimmer, und das Ameublement, welches einst der ersten Mrs. North gehört, kam von Dallory Hall, Molly Green mit ihm, um sich in dem Hause Dr. Rane's gleichfalls niederzulassen. Die Anordnung dieser Dinge, so wie die übrigen Vorbereitungen, wurden mit einem bedeutenden Aufwande von Geräusch und Geschwätz ins Werk gerichtet, da Jelly beständig in des Doctors Hause anwesend war und sich selbst zur Hauptceremonienmeisterin aufgeworfen hatte. Phillis und Molly Green, beide von Natur bescheiden, holten über Alles erst ihre Ordre ein.

In einem der früheren Capitel haben wir erzählt, daß Jelly

zu denen gehörte, welche den anonymen Brief nicht vergessen. Sie hatte ihre Gründe dazu. Ohnehin geneigt, sich um ihres Nachbars Angelegenheiten zu kümmern, erregte jener mysteriöse Fall um so größeres Interesse bei ihr und ließ sie die Sache zu der ihrigen machen. Ihre Liebe zum Wunderbaren war groß, ihre Neugierde unersättlich. Das Interesse aber, welches sie an dieser Angelegenheit nahm, hatte eine persönliche Ursache und hing mit Timotheus Wilks zusammen.

Zu Jelly's Gaben und Vorzügen gehörte auch eine Eigenschaft, welche fast vor allen übrigen den ersten Rang einnahm, nämlich die Sucht, sich bewundern zu lassen. Sie konnte sich nicht erinnern, auch nur einen Monat lang ohne „Bekanntschaft" gewesen zu sein, seit sie die Kinderschuhe ausgezogen. Kaum hatte sie einen ihrer Anbeter in Folge eines Streits verabschiedet, so hatte sie schon den andern. Die Dorfgenossen wunderten sich, daß sie bei all den zahlreichen „Bekanntschaften" unverheirathet geblieben war. Aber Jelly meinte kaltblütig, es sei ein großer Unterschied, einen Liebhaber zu haben, der auf jeden ihrer Winke achte, oder an einen Ehemann gekettet zu sein. Auf diese Weise war Jelly Jelly geblieben, und vielleicht lag die Schuld wirklich an ihr. Sie liebte die Unabhängigkeit.

Die gegenwärtig herrschende „Bekanntschaft" war zufälliger

Weise Timotheus Wilks. Jelly protegirte ihn, während er ihr treu ergeben war. Der kleine Unterschied im Alter, welcher zwischen ihnen obwaltete — vermuthlich gegen zwanzig Jahre, die alle auf Jelly's Seite waren — hatte sich auch schon bei frühern Gelegenheiten herausgestellt. Jelly hatte Tim eine Ehre angethan, indem sie ihn zu ihrem Anbeter erhoben, und als nun die Leute sich zuzuflüstern begannen, daß er es wahrscheinlich gewesen, der den anonymen Brief geschrieben und den Tod Edmund North's verursacht hatte, empfand Jelly diese Verdächtigung ungleich tiefer als Timotheus selbst. „Ich will den wirklichen Thäter herausfinden und sollte es mich den Lohn eines Jahres und sechs Monate Arbeit kosten", gelobte sich Jelly in dem ersten Ausbruch ihrer Entrüstung.

Allein Jelly fand bald, daß sie zu jenem befriedigenden Resultat nicht schneller als andere Leute gelangen konnte. Sie besaß freilich einen Anhaltspunkt, den jene entbehrten, und zwar in den wenigen denkwürdigen Worten, welche sie an jenem Mondscheinabend zwischen ihrer Gebieterin und Dr. Rane hatte austauschen hören; sie dienten ihr aber zu nichts. Die Abschrift des Briefes sollte aus Dr. Rane's Taschenbuch auf Jemandes Teppich gefallen sein, und er hatte dies geleugnet. Das war alles, was Jelly aus der Sache machen konnte, und dabei war sie

noch in dem Nachtheil, von den aufgefangenen Worten nicht Gebrauch machen zu dürfen, wenn sie nicht bekennen wollte, daß sie gelauscht. In Erwägung, wer die Sprechenden gewesen, zog sie es vor, dies lieber nicht zu thun. Von jener Zeit bis jetzt, also volle zwei Monate, hatte sie aber die Sache in ihrem Geiste herumgewälzt, überall hingehorcht und vorsichtige Fragen gethan, wo sie vermuthen konnte, etwas zu erfahren; doch alles ohne Erfolg. Allein in dieser Woche, der ersten des Juli, erhielt Jelly ein schwaches Licht über den Gegenstand und zwar von Molly Green. Noch an demselben Tage, an welchem das Mädchen als Hülfe für Phillis in Dr. Kane's Haus eingetreten und Jelly's herrische Befehle entgegengenommen hatte, war man auf Plumpudding zu sprechen gekommen — Phillis hatte einen Johannisbeerpudding zu Mittag gemacht und Wasser hineinkommen lassen — Molly Green ließ dabei einige Worte fallen, welche Jelly's scharfe Ohren sogleich auffingen. Sie bezogen sich darauf, daß Mrs. Gaß sie gefragt, ob sie nicht ein Plumpudding-Recept auf ihrem Teppich an dem Abend verloren hätte, an welchem Edmund North erkrankt war. Das Recept, hatte Mrs. Gaß gesagt, konnte Madame gehören und von Molly in ihren Röcken vom Herrenhaus mitgebracht worden sein. Jelly stellte behutsam ein oder zwei Fragen an das Mädchen, und ließ dann den Gegenstand fallen; doch an

demselben Abend begab sie sich zu Mrs. Gaß, die Sache kräftig in die Hand nehmend.

„Wo ist das Papier, welches Sie an dem Abend auf Ihrem Teppich fanden, als Edmund North erkrankt war?“ fragte Jelly mit Dreistigkeit, worüber Mrs. Gaß in solches Erstaunen gerieth, daß sie in ihrer Verwirrung einige unkluge Aeußerungen that, welche ihren Verdacht gegen Dr. Rane nur mit genauer Noth unenthüllt ließen.

In früheren Zeiten, als Mrs. Gaß selbst eine Dienende gewesen, hatten Jelly's Verwandte — wirklich achtbare Leute — sich ihrer freundlich angenommen. Als Mrs. Gaß zu ihrer jetzigen Stellung emporgestiegen, hatte sie, wie der Leser weiß, keine großen Mienen angenommen, und sie und Jelly waren gute Freunde geblieben. Aergerlich über sich selbst, daß sie unvorsichtigerweise zugegeben, daß das gefundene Papier wirklich die Abschrift des anonymen Briefes gewesen, fuhr sie auf Jelly los und hielt ihr eine gehörige Strafpredigt dafür, daß sie sie so überfallen und sich um Dinge kümmerte, die sie nichts angingen. Jelly ging nicht viel klüger von ihr als sie gekommen, aber von einer Unruhe erfüllt, welche durch nichts zu beschwichtigen war. Aus Achtung vor ihrer Herrin und Dr. Rane wagte sie nicht, die Sache öffentlich zu verfolgen, aber sie beschloß, Molly Green

auszuholen. Diese Molly war die Nichte der Leute, bei welchen Timotheus Wilks wohnte, und stand freundlicher mit dem Letzteren als es Jelly lieb war.

Gleich nachdem Jelly am folgenden Morgen ihr Frühstück herunter hatte, begab sie sich, wie gewöhnlich, alle Umstände bei Seite setzend, nach dem Nachbarhause. Phillis und Molly Green lagen auf Knieen und Ellbogen, um den neuen Teppich in dem Gesellschaftszimmer zu befestigen, und zupften und hämmerten nach besten Kräften. Beide hatten die Röcke aufgebunden und die Aermel aufgestreift. Phillis, klein und alt und schwächlich, Molly, eine hübsche Dirne von zwanzig Jahren mit rothen Backen.

„Na, ich sag', Ihr seid rechte Narren!“ war Jelly's Begrüßung, nachdem sie sich die Sache angesehen. „Als ob Ihr beide im Stande wär't, einen schweren Brüsseler festzumachen! Warum habt Ihr nicht die Leute von Turtle kommen lassen? Sie haben den Teppich geliefert und sie müssen auch kommen und ihn festmachen.“

„Sie wollten um sieben Uhr hier sein und jetzt ist es neun,“ entgegnete Phillis sanft, indem sie mit ihren freundlichen schwarzen Augen zu Jelly aufsah. „Da dachten wir, wir könnten versuchen es selbst zu machen, damit wir die Tische und Stühle herein

bringen und das Zimmer fertig machen können. Vielleicht haben es Turtle's vergessen."

„Ich würde sie auch vergessen, so viel weiß ich, wenn ich wieder einmal einen Teppich zu kaufen hätte," sagte Jelly scharf.

Doch kaum hatte sie das gesagt, als man ein Fuhrwerk vor dem Hause halten hörte. Neugierig blickte Jelly durch das Fenster und erkannte ihn als Turtle's Möbelwagen. Derselbe schien ein oder mehrere Stücke neuer Möbel zu enthalten. Phillis wußte nicht, daß noch welche kommen sollten, und ging hinaus, während Molly sich von ihren Knieen erhob und, den Teppich bewundernd, stehen blieb. Diese Gelegenheit benutzte Jelly.

„Nun sag' mal, Molly!" rief sie scharf, in gebieterischer Stellung vor das Mädchen hintretend, „hast Du es fallen lassen oder nicht?"

Molly Green schien bei dieser Anrede aus den Wolken zu fallen, wie es sehr natürlich war. „Was fallen lassen?" fragte sie.

„Das Plumpudding-Recept auf den Teppich in der Wohnstube bei Mrs. Gaß."

„Lieber gar!" versetzte Molly nach einer Pause der Ueberraschung. „Und was ginge es Sie an, Jelly, wenn ich es hätte?"

Nun sagte das Mädchen das nur, um etwas zu erwidern und sich ein Späßchen zu machen, Jelly aber, die kaum ihren

Ohren traute, nahm es für ein Zugeständniß, daß sie das Erwähnte wirklich hatte fallen lassen. Und so entspann sich zwischen ihnen ein Dialog, in welchem keine die andere verstand.

„Starr' mich nicht so an, Molly. Ich will eine offene Antwort haben. Ist es aus Deinen Röcken gefallen?"

„Na, aus meinen Händen schon nicht. Und was Sie da von Anstarren reden, Sie sind's, die Einen anstarrt, nicht ich."

„Wo hast Du das Recept hergenommen? — Aus Mr. Edmund's Stube?"

„Aus Mr. Edmund's Stube!" wiederholte Molly verwundert. „Wie sollt' ich dazu gekommen sein?"

„Es war an dem Abend, an welchem er krank wurde."

„Und wenn es war! Ich bin nicht in seine Nähe gekommen."

Jetzt kam ein fürchterlicher Gedanke über Jelly, welcher ihr fast die Kräfte raubte. Wie, wenn das Mädchen an jenem Abend bei ihrer Tante gewesen wäre und dort das Papier mitgerafft hätte? In diesem Falle würde es unfehlbar bis zu Timotheus Wilks zurück verfolgt werden.

„Warst Du an jenem Abend bei Deiner Tante, Molly?"

„Na, und wenn ich gewesen wäre?" erwiderte das Mädchen schnippisch.

„Wie kannst Du's wagen, dorthin zu gehen und — und Recepte heimlich fortzunehmen?" schrie Jelly in höchstem Aerger.

Draußen ließ sich das Geräusch von Turtle's Leuten vernehmen, welche ein Piano hereinbrachten, während Phillis mit ihnen sprach. Molly Green bückte sich nach dem Hammer, welcher vor ihren Füßen lag, und sagte ruhig:

„Ich kann nicht begreifen, worauf Sie hinaus wollen, Jelly. Was meine Besuche bei der Tante betrifft, so habe ich ein Recht, so oft hinzugehen, als es meine Zeit erlaubt. Jenen Abend aber hatte ich keine und bin nirgend als in der Apotheke und bei Mrs. Gaß gewesen. Ich rannte den ganzen Weg bis Dallory und auch wieder zurück, und das einzige Mal, daß ich stehen blieb, war, um mit Timotheus Wilks ein Wort zu wechseln."

Jelly, welche schon angefangen, sich zu beruhigen, ward bei diesem Namen wieder Feuer und Flamme. „Du solltest nur geradezu sagen, Du hättest es von ihm bekommen, Molly, schone ihn nicht, den armen Jungen; brenne Dich selbst weiß."

Jetzt fing Molly an auch ihrerseits ein wenig ärgerlich zu werden. Daß Jelly Stubenmädchen und ihr mit ihren rothen Armen und rauhen Händen überlegen war, konnte kein Grund sein, sie in dieser Weise anzufahren.

„Und was wäre dabei, wenn ich es von ihm bekommen

hätte, bitte? Ich denke, ein Plumpudding-Recept ist kein Verbrechen."

„Aber eine Abschrift von einem anonymen Brief ist eins," gab Jelly zurück, in dem Aerger jede Vorsicht vergessend. „Brauchst nicht zu versuchen, mich hinter's Licht zu führen, Mädel."

„Worüber?" rief Molly, sie aus großen Augen anstarrend. Doch im nächsten Augenblick war Jelly zu sich gekommen und bemüht, ihren Mißgriff wieder gut zu machen.

„Soll Einer sich vorstellen, daß ich von dem Plumpudding-Recept auf den Brief an den armen Mr. Edmund kommen konnte! Aber daran bist Du schuld, Molly, hast mich ganz confus gemacht. Wo hast Du das Papier gefunden? Nun, antworte einmal, damit wir zu Ende kommen."

Molly dachte auch, daß es genug wäre; sie war des Spiels überdrüssig; außerdem kamen Turtle's Leute herein, um den Teppich vollends zu befestigen.

„Ich habe das Recept gar nicht gehabt, Jelly, und es ist nicht möglich, daß es von mir gefallen sein soll; das ist die einfache Wahrheit. Mrs. Gaß fragte mich auch so aus und drehte mich um und um, so zu sagen, mußte aber nachher so gut wie bekennen, daß es aus ihrem eigenen Receptbündel gefallen sein könnte, welches sie in einer Schieblade liegen hat."

Jelly kam allmählig zu der Ueberzeugung, daß Molly Green in Betreff ihrer Unschuld an dem Fallenlassen des Papiers die Wahrheit sagte, aber es trug nicht dazu bei, ihre Wuth zu verringern.

„Warum in aller Welt hast Du denn diese Comödie mit mir gespielt? Ich werde Dich lehren, wie man sich gegen Leute benimmt, die was Besseres sind als Du.“

„Ja, warum fingen Sie mit mir an?“ war die gutmüthige Antwort. „Es ist doch wohl kein so großes Unglück, wenn man ein Pudding-Recept fallen läßt — aber ich hab' keins fallen lassen. Wenn's noch ein Liebesbrief wär'. Ich mag mich nicht ohne Grund anfahren lassen und es kommt Ihnen hier gar nicht zu, es zu thun, Jelly.“

Jelly sagte kein Wort weiter. Sie hatte keine Ahnung davon, daß Richard North, welcher, an den Pfosten der halb geöffneten Thüre des Zimmers gelehnt, die Bewegungen der Arbeiter überwachte, jede Silbe ihres Gesprächs gehört hatte. Er war, bevor er für den Tag nach den Fabriken ging, vorgesprochen, um zu sehen, wie weit alles im Hause gediehen, und dabei zufällig mit dem Wagen von Turtle zusammengetroffen. Das neue Piano war ein Geschenk von ihm selbst für Betty.

Die Leute, welche das Piano in der Vorhalle niedergesetzt

hatten, kamen herein, um den Teppich vollends zu befestigen, und Jelly ging hinaus. Da fühlte sie sich von Mr. Richard North am Arm berührt; er winkte ihr in das Speisezimmer zu treten, folgte selbst und schloß die Thür.

„Wollen Sie mir sagen, was das Gespräch zu bedeuten hatte, welches Sie eben mit Molly Green geführt!“

Bei der plötzlichen Frage überlief es sie eiskalt, wie sich Jelly später erinnerte, und zum ersten Mal in ihrem Leben verstummte sie.

„Ich habe alles gehört, was Sie sagten, Jelly, da ich zufällig an der Thür stand. Was war es, was auf Mrs. Gaß' Teppich an dem Abend von meines Bruders Erkrankung gefunden wurde?“

„Es — war — ein Recept, Plumpudding zu machen,“ stammelte Jelly ein wenig blaß werdend.

„Ich denke, es war es nicht, Jelly,“ entgegnete Richard North, indem er sie mit ruhiger Festigkeit ansah. „Sie sprachen von der Abschrift eines anonymen Briefes, und ich schließe aus Ihrem Ton mit Gewißheit, daß Sie damals die Wahrheit sagten. Da ich soviel gehört, müssen Sie mir eine Erklärung geben.“

„Lieber hätt' ich ein Pfund aus meiner Tasche gegeben, als daß mir das passirt wäre!“ schrie Jelly ganz außer sich.

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten, es mir zu erzählen. Ich bin kein Schwätzer, wie Sie wissen.“

Wäre Jelly auch nur der Schatten eines Auswegs geblieben, sie hätte nach ihm gegriffen, aber es war keiner. Sie entdeckte, was sie wußte, und mehr als nöthig gewesen wäre. Sich für ihren Gegenstand erwärmend, sobald sie mit ihrer Erzählung in Zug gekommen, wie es Jelly's geschwätzige Natur war, erwähnte sie auch des Gesprächs zwischen Mrs. Cumberland und dem Doctor, dessen Zeuge sie theilweise gewesen, und der Worte, welche jene gesprochen.

Richard sah ernst, ja bestürzt drein. Er sagte sehr wenig, und warnte Jelly nur, jemals wieder zu andern Leuten von der Sache zu sprechen.

„Ich denk' mir, Sie werden Mrs. Gaß darüber befragen, Herr“, rief Jelly, als er im Begriff war zu gehen.

„Ja, ich werde es, und würde mich sehr freuen, von ihr zu hören, daß es wirklich nichts weiter als ein Puddingrecept gewesen, Jelly.“

Jelly gab ihrem Kopf einen ungläubigen Ruck. „Ich hoffe, Sie werden sie nicht glauben lassen, daß ich Ihnen freiwillig davon gesagt, Mr. Richard. Nachdem ich ihr versprochen hab',

zu keinem Sterblichen darüber zu reden, würde sie denken, daß ich nicht mein Wort zu halten weiß."

„Beruhigen Sie sich, Jelly: sie soll nicht glauben, daß ich es anders als zufällig erfahren."

„Im Ganzen bin ich froh, daß er es weiß!" entschied Jelly bei sich selbst, während sie ihm die Dorfstraße entlang nachsah. „Vielleicht wird er im Stande sein, Recht und Unrecht nach Haus' zu bringen."

Richard North setzte seinen Weg voll stürmischer Aufregung fort. Es war nicht anders möglich, als daß der Verdacht in ihm entstand, Oliver Rane, jetzt sein Schwager, sei der Autor des Briefs. Auf welche andere Art hätte sonst die Copie desselben aus seinem Taschenbuch fallen können, wenn sie in der That gefallen war? Jelly hatte den Doctor keineswegs direkt beschuldigt; entweder vermochte sie den Schluß nicht zu ziehen, der so klar auf der Hand lag, oder sie hatte ihrer Zunge Zügel angelegt; Richard aber konnte sich sehr gut einen Vers daraus machen. Er ging geraden Wegs zu Mrs. Gaß und fand dieselbe beim Frühstück in ihrem Speisezimmer, durch dessen weit geöffnete Fenster die warme Sommerluft hereinströmte.

„Ah, sieh da, Mr. Richard!" rief sie, indem sie aufstand, um ihm die Hand zu schütteln. „Ich muß mich eigentlich schämen,

jetzt beim Frühstück betroffen zu werden; aber ich hab heut ein bischen verschlafen und der Ganskopf von Mädel kommt auch nicht herein, mich zu wecken. Die erste Hälfte der Nacht hab' ich kein Aug' zumachen können; es war wohl drei Uhr, als ich einschlief."

„Waren Sie nicht wohl?" fragte Richard.

„Ich hatt' wieder ein bischen Magenschmerzen; das war alles. Dr. Rane sagt, es ist Indigestion, und er muß es wissen. Darf ich Ihnen etwas anbieten, Mr. Richard? Die Eier sind frisch und hier ist eine ordentliche Tasse Thee."

Richard antwortete, daß er mit seinem Vater und Arthur Bohun gefrühstückt, ehe er von Hause fortgegangen war. Seine Augen schweiften nachdenklich über die weiße Damastserviette, als ob er die Dinge, welche darauf standen, das hübsche chinesische Service, das blitzende Silberzeug und das Glas mit einer Hand voll frischer Rosen, bewunderte. Mrs. Gaß liebte, alles hübsch um sich her zu haben, obgleich man sie vulgär nannte. Richard sah indessen nichts von allem. Sein Geist war mit dem beschäftigt, was er zu fragen hatte, und mit der Art, wie er dies anfangen sollte.

Während einer Pause, in welcher Mrs. Gaß ihre Tasse austrank und ihren Teller zurückschob, lehnte Richard vorwärts und eröffnete die Mittheilung in leisem und vertraulichem Tone.

„Ich bin so früh zu Ihnen gekommen, Mrs. Gaß, weil ich Sie um Aufschluß über etwas bitten möchte. Wollen Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, was das Blatt enthielt, welches in der Nacht von Edmund's Erkrankung hier auf Ihrem Teppich gefunden wurde?"

Nach dem Aussehen zu urtheilen, welches Mrs. Gaß' Gesicht bei dieser Frage annahm, hätte man glauben sollen, daß sie selbst einen Anfall bekommen würde. Ihre Augen öffneten sich weit, ihre Backen und Nase wurden roth. Eine volle Minute lang brachte sie kein Wort hervor.

„Was in aller Welt veranlaßt Sie, mich das zu fragen, Mr. Richard? Sie können doch nichts davon wissen."

„Ja, ich kann und ich weiß es. Ich weiß, daß ein Papier gefunden wurde; ich fürchte, es war eine Abschrift des anonymen Briefes. Aber ich bin zu Ihnen gekommen, um die nähern Umstände zu erfahren."

„Herr des Himmels!" rief Mrs. Gaß. „Daß Sie doch endlich dahinter kommen mußten! Wer in aller Welt hat es Ihnen erzählt?"

„Jelly. Aber —"

„Daß sie der Kuckuck holen mag!" fiel Mrs. Gaß hitzig ein. „Weiß nicht, was sie mit ihrer langen Zunge beginnen soll."

„Aber nicht absichtlich, war ich im Begriff hinzuzufügen," versetzte Richard. „Ich hörte sie zufällig ein Wort sagen und bestand darauf, alles zu erfahren, was sie wußte. Jelly kann dabei kein Tadel treffen, Mrs. Gaß."

„Ich sage aber ja, Mr. Richard. Welches Recht hat sie, auch nur ein Wort über anderer Leute Angelegenheiten zu schwätzen? Laß sie sich um ihre eigenen kümmern. Ihre Zunge ist schlimmer wie 'ne Dampfmaschine: einmal in Gang gesetzt, hört sie nicht von selbst wieder auf."

„Wohlan, lassen wir denn Jelly. Es ist vielleicht besser, daß ich dies weiß. Sagen Sie mir alles, meine liebe, alte Freundin."

In dieser Weise beschworen, mußte Mrs. Gaß sprechen, und sie erzählte die ganze Geschichte von Anfang an. Richard hörte ihr schweigend zu.

„Er leugnete, daß es aus seinem Taschenbuch gekommen?" war die erste Bemerkung, die er machte.

„Leugnete Stein und Bein. Und dann dacht' ich natürlich wieder an Molly Green, denn kein anderer Fremder war außer den Beiden in der Stube gewesen. Er sagte, sie hätt' es vielleicht mit ihren Röcken aus dem Herrenhaus gebracht: aber ich denke, das kann nicht möglich sein. Ich fürchte, ich fürchte, Mr. Richard — es ist aus seinem Taschenbuch gefallen."

Ihre Augen begegneten sich, während beide zögerten, die Ueberzeugung auszusprechen, welche sie in ihrem Innersten hegten. Und doch hatte schon so manches vertrauliche Geheimniß zwischen ihnen bestanden. Richard dachte, daß er Betty nicht hätte verheirathen sollen, wenigstens nicht eher, als bis alles aufgeklärt gewesen wäre.

„Warum haben Sie mir nichts davon gesagt, Mrs. Gaß?" fragte endlich Richard.

„Ich wollte es schon thun — ich sagte hier und da ein Wort — aber damals, sehen Sie, konnte ich unmöglich denken, daß er den Brief wirklich geschrieben hatte," gab sie zur Antwort. „Mrs. Cumberland sagte mir, sie hätte den anonymen Brief selbst gesehen, Mr. North hätte ihn ihr gezeigt, und daß die Hand keine Spur irgend einer ähnlich säh', die ihr vorgekommen. Nehmen Sie an, er wär' unschuldig — würde es recht von mir gewesen sein, mit einer Geschichte loszuplatzen, selbst gegen Sie, Mr. Richard, die nur in meinem dummen Kopf existirte?"

Richard sagte darüber nichts mehr. Alles Reden in der Welt konnte jetzt die Heirath nicht mehr ungeschehen machen und er war nicht der Mann, die Leute mit nutzlosen Vorwürfen zu quälen.

„Wenn ich auch gesprochen hätt'," begann Mrs. Gaß wieder,

„so glaube ich doch nicht, daß dadurch etwas geändert wäre, Mr. Richard. Beweise waren keine da, und so lange Sie die nicht hatten, hätten Sie doch nur ungern was zu Miß Betty gesagt. Aber es ist nun alles gleich, sie sind mal Mann und Frau.“

„Ich hoffe, ich h o f f e, daß er ihn nicht geschrieben hat!“ sagte Richard inbrünstig.

Mrs. Gaß schob mit einer Armbewegung das ganze Frühstücksgeschirr bei Seite, während sie ihr rothes, ernstes Gesicht zu Richard beugte und sagte:

„Lassen Sie uns zu unserm Trost eins im Auge behalten, Mr. Richard: wenn er es wirklich gewesen, so hat er doch nicht die mindeste Absicht gehabt, auch nur ein Haar auf Ihres Bruders Haupt zu krümmen. Er muß ihn geschrieben haben, um Alexander aus dem Sattel zu heben. Oliver Rane hat Alexander stets wie seinen Todfeind angesehen — wie Einen, dem es recht geschah, wenn er einen Fußtritt bekam — wie Einen, der ihm einen schändlichen Streich gespielt und seine Aussichten verdorben hatte — wie Einen, an dem es beinahe Pflicht war, sich zu rächen.“

„Ist das Ihre Ansicht?“ rief Richard gewissermaßen bestürzt.

„Nein, nicht meine; ich sage, er denkt so. Er hat durch den Brief nichts anderes bezwecken wollen, als Alexander von einem

Ort zu vertreiben, in dem er, wie Rane sich einbildet, nur durch Verrath festen Fuß fassen konnte. Das ist's, wenn er ihn wirklich geschrieben. Ich bin immer noch nicht sicher, ob er es gethan oder nicht."

„Was ist dabei zu thun!" fragte Richard.

„Nichts. Sie können nichts thun. Wir beide müssen es bei uns begraben sein lassen, Mr. Richard, um Miß Betty's willen. Es würd' für sie ein häßlich Ding sein, wenn das Gerücht davon unter die Leute käm', mag er so unschuldig sein, wie ein neugebornes Kind. Sie haben sich lieb und es wär' geradezu grausam, die Ehe damit zu zerstören. Er ist sonst ein braver Mann und ich mein', sie werden glücklich zusammen sein. Wir wollen hoffen, daß er seinen Frieden mit dem Herrn gemacht hat, und daß es an ihm nicht heimgesucht werden wird."

„Amen!" war die Antwort, die Richard North in seinem Herzen gab.

Drittes Capitel.

Heimkehr.

Es war gerade ein Tag über eine Woche seit der Hochzeit verflossen, als Mrs. North schäumend vor Wuth sich in scharfem Trabe Dallory Hall näherte. Madame hatte Kenntniß erhalten von dem, was dort vorgegangen. Während sie in aller Sicherheit in Paris mitten unter Freunden gelebt, die sich dort zusammengefunden, war Mathilde North zufällig eine zwei bis drei Tage alte Times in die Hände gefallen und das erste, was sie gesehen, war folgende Vermählungsanzeige gewesen:

„Oliver Rane, Dr. med. in Dallory Ham, Betty North. Neuvermählte.“

Mit flammendem Antlitz war Madame aufgesprungen und hatte nach dem Journal gegriffen, um sich selbst davon zu überzeugen, denn sie glaubte wirklich, daß Mathilde sich einen Scherz mit ihr erlaubte. Aber nein, da stand die Anzeige, schwarz auf weiß. Nun wurden die eiligsten Anstalten gemacht, die französische

Hauptstadt zu verlassen, und an demselben Tage, an welchem Dr. Rane und seine Frau zurückkehrten, brach auch Madame wie ein Ungewitter über Dallory Hall herein.

Ein Brief war ihr vorausgegangen, ein Brief, der eine so zornige Stimmung verrathen, daß ihr Mann erzittert war. Bebend sah der arme Mr. North ihrer Ankunft entgegen, und sobald er den Wagen und Madames Gesicht darin erblickte, schlüpfte er eiligst zur Hinterthür hinaus aufs Feld, wo er mehrere Stunden lang umherirrte.

So war Niemand da, um sie zu empfangen. Richard war in den Fabriken, Capitain Bohun schon den ganzen Nachmittag von Hause abwesend. Nichts ist geeigneter den Zorn zu vermehren, als der Mangel eines Gegenstandes, über den er sich entladen kann, und Madame, sich auf diese Weise geschlagen sehend, hätte zu einem Bild der Wuth sitzen können. Die Leidenschaft, welche auf dem ganzen Wege von Paris immer heißer und heißer in ihr gekocht, fand, auf ihrem Siedepunkt angekommen, kein Ventil, um sich Luft zu machen.

Eine der Dienstmägde, die erste im Hause, die Molly Green unter sich gehabt hatte, kam ihr zufällig in den Weg. Sie hielt sie an, biß sich in die Lippen, um ruhig zu sein, und fragte mit gleichgültigem Gesicht nach den näheren Umständen bei der Hochzeit.

„War es eine Entführungs-Heirath, Lora?"

„Allgütiger Gott, nein, Madame!" rief Lora entsetzt, welche ihrer Zunge keinen Zwang aufzuerlegen pflegte, selbst ihrer gestrengen Herrin gegenüber. „Einen Monat vorher wurde schon alles in Bereitschaft gesetzt, und der Herr würde auch in der Kirche gewesen sein, um Miß Betty's Hand zu vergeben, wenn er nicht unwohl gewesen wäre. Wir Dienstleute gingen alle hin, um es zu sehen."

So erfuhr Madame eins nach dem andern: daß Capitain Bohun Brautführer, Miß Adair Brautjungfer gewesen und reizend ausgesehen hätte; daß das Brautpaar gleich nach der Trauung abgereist wäre; daß Capitain Bohun Miß Adair zu Wagen zurück begleitet und Herr Richard zu Fuß nach den Fabriken gegangen wäre; daß Miß Betty — oder vielmehr jetzt Mrs. Oliver Rane — verschiedene Möbel für ihren neuen Hausstand aus dem Herrenhause erhalten und Molly Green als Hausmädchen in ihren Dienst genommen hatte. Die innige Genugthuung, welche Lora empfand, dies alles erzählen zu können, war nur eine menschliche Schwäche: sie wußte sehr wohl, welche Pille sie Madame damit zu verschlucken gab, und Madame ward von allen Hausgenossen ärger als die Sünde gehaßt. Allein Lora hatte doch wohl kaum erwartet, das Gesicht ihrer Herrin so aschfarben werden zu sehen, wie bei der Erwähnung der Heimfahrt ihres Sohnes mit Miß Adair.

Das Mädchen war mitten in ihren Beschreibungen, als Arthur Bohun sich zeigte. Madame sah ihn den Kiesweg, welcher zum Hause führte, langsam heraufschlendern und fegte in ihrem feinen Pariser Costüm aus schwarz und weiß gestreifter Seide die Treppe hinab, daß die Spitzenzipfel in ihrem Haar hinter ihr herflatterten. Sie trafen in der Halle zusammen.

„Wie, Du bist's, Mutter!" rief Arthur überrascht, denn er hatte keine Ahnung gehabt, daß die Invasion so bald erfolgen würde. „Seid Ihr nach Hause gekommen?"

Er näherte sich ihr, um sie zu küssen. Stets bemüht, seine kindliche Pflicht zu erfüllen, soweit sie es ihm gestattete, beobachtete er alles, was sonst zwischen Mutter und Sohn gebräuchlich war, aber wirkliche Zuneigung war nicht vorhanden. Mrs. North wies seine Umarmung zurück und winkte ihm hochmüthig nach dem Empfangzimmer. Mathilde saß hier, mürrisch und in sich gekehrt; sie war ärgerlich, so plötzlich von Paris fortgeschleppt worden zu sein.

„Warum ich bei Betty's Trauung zugegen gewesen?" kam Arthur der sichern Frage zuvor, in der Hoffnung, die Attake mit leichtem Humor zu pariren, wie er bei derlei stürmischen Angelegenheiten stets zu thun pflegte. „Weil es mir Spaß machte. Es war im höchsten Grade amüsant; besonders zu sehen, wie Ranc

in allen seinen Taschen nach dem Ring suchte und so roth wurde wie ein Salamander."

„Was fiel Dir ein, so etwas zu thun?" entgegnete Madame, deren Gesicht vor unterdrückter Leidenschaft ganz blau wurde. „Wie konntest Du es wagen?"

„Was, Mutter?"

Madame stampfte ein wenig mit dem Fuß. „Du weißt es ohne zu fragen: der Trauung persönlich beizuwohnen."

„War irgend ein Grund vorhanden, es nicht zu thun? Betty ist so gut wie meine Schwester, und ich habe sie lieb. Ich bin froh, daß sie verheirathet ist, und wünsche von ganzem Herzen, daß es ihnen immer gut gehen möchte."

„Ich hatte die Verbindung mit Oliver Rane verboten," stampfte Madame. „Verstehst Du mich — verboten. Du wußtest das ebenso genau wie sie."

„Aber, siehst Du, lieb Mütterchen, Du hattest gar kein Recht, sie zu verbieten. Wenn Mathilde es sich in den Kopf setzte, irgend einen Ritter für sein Schmachten zu belohnen, dann hättest Du allerdings eine Stimme in der Sache, für oder gegen; aber Betty war nur ihrem Vater Rechenschaft schuldig."

„Bitte, Arthur, laß mich doch bei Deinem Unsinn aus dem Spiel," fiel Mathilde stirnrunzelnd ein.

Madame sah von einem zum andern, während sie an ihrer Unterlippe nagte.

„Die Hochzeit fand in Deiner Abwesenheit statt, um sie in aller Ruhe abzumachen," nahm Arthur wieder das Wort in seiner scherzenden Weise, entschlossen, nicht um einen Zoll zu weichen, sollte er auch einige unangenehme Wahrheiten austheilen müssen. „Was mich betrifft, liebe Mutter, so habe ich niemals begreifen können, was Du gegen Rane einzuwenden haben kannst."

„Das ist meine Sache!" erklärte Mrs. North. „Ich möchte, daß er und alles, was mit dem Namen Cumberland zusammenhängt, auf dem tiefsten Grund des Meeres läge. Wie konntest Du Dich selbst so erniedrigen, Arthur?"

„Mich erniedrigen?"

„Das hast Du gethan, ja, Du, ein Bohun, zu der Gesellschaft herabzusteigen! Pfui über Dich! Und man will behaupten, daß Du den Stolz Deines Vaters geerbt hast."

„Wie ich es hoffentlich auch in allen erforderlichen Dingen habe. Ich bin unfähig, die Unterschiede, die Du machst, zu verstehen," setzte er lachend hinzu. „Rane ist dasselbe was Betty, nach meiner Ansicht, und was wir sind."

Madame griff nach einem Handschirm, als wenn sie denselben

gern nach ihm geworfen hätte. Ihre Hand zitterte vor Aufregung oder Wuth.

„Da ist irgend ein Frauenzimmer bei ihnen im Hause. Man sagt mir, Du wärst mit demselben aus der Kirche zurückgefahren.“

Arthur drehte sich in diesem Augenblick um, als wollte er sehen, wer da käme, denn man hörte draußen entfernte Fußtritte. Ohne diese Bewegung hätte Madame die tiefe Röthe sehen müssen, welche in seinem Gesicht aufflammte.

„Nun und? Was weiter, Mutter? Natürlich brachte ich sie nach Hause — Miß Adair.“

„Vor Aller Augen!“

„Gewiß. Und an dem Morgen waren Augen genug da, kann ich Dir sagen. Es wird nicht jeden Tag eine Miß North getraut.“

„Wie kamst Du dazu, sie nach Hause zu bringen?“

„Richard bat mich darum. Es war kein anderer da, siehst Du. Mrs. Gaß klatschte uns im Vorbeifahren zu, als wenn wir Wahlkandidaten gewesen wären. Sie hatte ein steifes, schreiend gelbes Kleid an und eine Haube mit weißen Schleifen.“

Er war so liebenswürdig und zeigte so deutlich, daß er nicht Willens sei, sich den Text lesen zu lassen, daß Madame sich fast geschlagen fühlte. Sie richtete ihre Angriffe selten auf Arthur,

da er sie stets in dieser Weise zurückschlug, so daß ihr keine besondere Genugthuung daraus erwuchs. Sie wäre jetzt im Stande gewesen, ihn zu schlagen.

„Was ist denn Wahres an der Geschichte mit dem Ring, Arthur?“ fragte Mathilde, da ihre Mutter Schweigen bewahrte; „Lora sagt, Oliver Rane hätte ihn wirklich verloren.“

„Wirklich und wahr, Tilda.“

„Wurden sie denn ohne Ring getraut?“

„Jemand anders gab einen her,“ antwortete er leichthin, denn er hatte eine unbesiegbare Scheu, Ellen Adair vor seiner Mutter und Schwester zu nennen, eine Scheu, welche ihm schon früher eigen gewesen. Entstand dies Gefühl aus jener Zurückhaltung, welche die Liebe stets begleitet, oder war es eine Vorahnung, der dunkle Schatten dessen, was die Zukunft bringen sollte?

„Wie konnte Dr. Rane den Ring verlieren?“ fragte Mathilde weiter.

„Aus Nachlässigkeit, denke ich. Wir fanden ihn im Wagen bei der Rückfahrt. Er muß ihn zufällig haben fallen lassen.“

„Schweige, Mathilde! — Spare Dir Deine albernen Fragen zu einer gelegeneren Zeit auf,“ brach jetzt Madame los. „Wie kannst Du es wagen, mir den Rücken zu kehren, Arthur? Wie viel Geld hat das Geschöpf mit aus dem Hause genommen?“

Arthur drehte sich um, um zu antworten. Trotz der Sorglosigkeit seines Benehmens biß er sich vor Scham und Aerger auf die Lippen. Er hatte so oft über seine Mutter zu erröthen.

„Wenn Du Betty meinst, so kann ich Dir wirklich keinen Bescheid geben; es ist nicht meine Sache, danach zu fragen. Hier kommt Richard: ich habe seinen Schritt erkannt. Du magst ihn also darum befragen, Mutter."

Richard North trat in das Empfangszimmer, ohne eine Ahnung von dem Sturm zu haben, welcher ihn erwartete. Mathilde lag in einem Lehnstuhl und schlug mit dem Fuß in übelster Laune auf den Boden; Arthur spielte am Fenster mit einer Rose und Madame stand hoch aufgerichtet vor dem schönen, eingelegten Tisch in der Mitte des Zimmers, ihre Schleppe weit über den reichen Teppich ausgebreitet. Sie wandte ihr Gesicht dem Eintretenden zu.

Es war jedoch etwas in Richards Wesen, was Madame unwillkürlich imponirte; sie hatte ihn niemals beherrscht, wie sie ihren Mann, Betty und Arthur beherrschte, und ihr Auftreten gegen ihn war stets ein gemäßigteres gewesen. Immer gleichmäßig ruhig und höflich ihr gegenüber, und doch in keiner Weise seiner Selbstachtung etwas vergebend, war es zwischen Richard und seiner Stiefmutter nur selten zu heftigen Auftritten gekommen.

Jetzt aber hielt sie sich nicht und ging ihm sofort mit der Frage zu Leibe, wie man diese Schmach — die Heirath — hätte zugeben können.

„Verzeihen Sie mir, Mrs. North, wenn ich Ihrer Frage eine andere entgegenstelle," sagte Richard ruhig. „Sie beklagen sich über meiner Schwester Heirath, wie über eine Ihnen persönlich angethane Beleidigung. Welchen Grund haben Sie dazu?"

„Ich habe gesagt, daß sie nicht stattfinden sollte."

„Wollen Sie mir sagen, warum Sie gegen dieselbe sind?"

„Nein, es genügt, daß sie mir als nicht passend erschien. Ich habe mich einmal gegen Dr. Rane und seine Bildsäule von einer Mutter, welche die Anmaßung hat, den Herrn von Dallory Hall John zu tituliren, entschieden erklärt, und Betty verboten, an ihn zu denken."

„Aber — verzeihen Sie, Mrs. North — Betty war nicht verpflichtet, Ihnen Gehorsam zu leisten. Ihr Vater sowohl wie ich sehen keinerlei Inconvenienz in ihrer Verbindung mit Dr. Rane."

„War es recht, war es ehrenhaft, daß Sie sich meine Abwesenheit zu Nutze machten, um sie in dieser unschicklichen Weise zu verheirathen? — noch ehe Edmund unter der Erde kalt geworden?"

„Man muß mitunter den Verhältnissen Rechnung tragen," entgegnete Richard. „Was Betty's Verheirathung während Ihrer

Abwesenheit anlangt, so war dies ein Arrangement, welches wir im Interesse des Friedens getroffen. Ihre Opposition hätte, wären Sie zu Hause gewesen, die Heirath nicht verhindert; es war daher besser, die Sache friedlich abzumachen."

Das war ein kühnes Geständniß, und Richard stand, während er es machte, eben so aufgerichtet vor Madame, wie sie vor ihm. Sie sah, daß sie gegen ihn nicht aufkommen konnte, und alle Schmähungen der Welt vermochten ja auch die Sache nicht ungeschehen zu machen.

„Welche Summe hat sie mitbekommen?"

Die Frage war eine durchaus unbefugte; Richard beantwortete sie indessen.

„Bis jetzt überhaupt keine. Morgen werde ich Rane eine Anweisung auf zweihundert Pfund einhändigen. Es gab eine Zeit, Madame, in welcher ich glaubte, meine Schwester würde dereinst das elterliche Haus mit zwanzigtausend verlassen."

„Wir sprechen nicht von dem, was gewesen, sondern von dem, was ist," versetzte Madame mit einem häßlichen Lächeln. „Wenn man Mr. North hört, sollte man glauben, er könnte selbst die zweihundert nicht entbehren."

„Ganz richtig; Mr. North kann sie in der That nicht missen", sagte Richard. „Ich gebe sie meiner Schwester aus meinen

Mitteln. Wie sehr wir auch durch stets erneuerte Anforderungen von Geld entblößt sind, so hätte ich mich doch geschämt, Betty ohne einen Pfennig in das Haus ihres Mannes gehen zu lassen."

„Sie ist nicht so ganz ohne Pfennig zu ihm gegangen," erwiderte Madame mit dreister Stirn. „Ich höre, daß das Haus für sie geplündert worden ist."

„O Mutter, ich bitte Dich!" fiel Arthur ein, der seinen Unwillen nicht länger zurückhalten konnte.

„Schweige, Du hast hier nicht mitzureden," wies ihn Mrs. North zurecht. „Ein Wagen voll Möbel ist aus dem Hause geschafft worden."

„Betty's Eigenthum," entgegnete Richard. „Sie gehörten ihrer Mutter und wir haben sie stets als auch Betty gehörig betrachtet. Ein paar schlichte Mahagonisachen, Madame, von denen Sie niemals Notiz genommen und auf die Sie von Rechts wegen keinerlei Ansprüche haben. Betty, das arme Ding, hat sie mitbekommen und ich hoffe, daß Rane ihr eine glücklichere Heimath bereiten wird, als sie sie hier gehabt."

„Und ich hoffe, sie werden beide elend werden," zischte Madame in ohnmächtiger Wuth.

Wie schwer es auch hielt, Richard aus seiner gleichmäßigen Ruhe zu bringen, seine Geduld hatte dennoch eine Grenze.

Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg, und verließ stehenden Fußes das Zimmer. Arthur Bohun hinkte hinter ihm her; bei jeder starken Gemüthsbewegung trat seine Lahmheit offen hervor.

„Ich bitte Dich für sie um Verzeihung, Dick," flüsterte er, seinen Arm unter den Richard's schiebend, „mehr kann ich nicht sagen vor Scham und Demüthigung. Es war für Euch Alle ein namenloses Unglück, daß Euer Vater sie heirathete."

„Es bleibt uns nichts übrig, als es zu nehmen, wie es ist, Arthur," gab Jener freundlich zur Antwort. „Wir können beide nichts dafür."

„Wo steckt denn der gute alte Papa?"

„In irgend einem verborgenen Winkel, ganz sicher."

„Laß ihn uns aufsuchen, Dick. Er wird gewiß froh sein, uns heut bei sich zu haben. Wenn sie nicht meine Mutter wäre — und auf mein Wort, Richard, manchmal glaube ich gar nicht, daß sie es ist — so würde ich mein Schlachtroß besteigen und eine Lanze für ihn brechen."

Während es so lebhaft in Dallory Hall zuging, hielt das junge Paar seinen Einzug in das neu ausgestattete Haus. Betty fing gleich an, ihre Möbel nach ihrem Geschmack und ihrer Bequemlichkeit zu ordnen, und war den ganzen langen Sommertag über geschäftig und glücklich. Einige von den Mahagonisachen

waren zwar herzlich altmodisch, aber das fiel Betty niemals auf. Der Teppich war prächtig, das Piano, Richard's Geschenk, welches sie außerordentlich überrascht hatte, wundervoll. Es war so freundlich von ihm, ihr ein Piano zu schenken, ihr, die nur eine mittelmäßige Spielerin war und die daran gedacht hatte, Madame um die Erlaubniß zu bitten, das uralte Ding aus der ehemaligen Schulstube in Dallory Hall nehmen zu dürfen. Die Thränen standen ihr in den Augen, als sie Richard um den Hals fiel, und ihm unter tausend Küssen dankte. Er küßte sie wieder und wünschte ihr das beste Glück, doch kam es Betty vor, als hätte er etwas auf dem Herzen. Er brachte ihnen auch die zweihundert Pfund, eine sehr angenehme Zugabe für Dr. Rane.

„Dank Dir, Richard", sagte dieser herzlich, indem er seines Schwagers Hand faßte. „Ich hoffe bald so gut dazustehen, um weder für mich noch meine Frau weiterer Hülfe zu bedürfen."

Richard wußte, daß er von der Zeit sprach, wo der andere Arzt fort sein und er die ganze Praxis bekommen würde.

Es war am dritten oder vierten Morgen nach seiner Heimkehr, als Dr. Rane, von Krankenbesuchen nach Hause kommend, seinem Collegen Arm in Arm mit einem fremden Herrn begegnete. Alexander blieb stehen, um diesen vorzustellen.

„Mr. Seeley, Rane", sagte er, „mein Freund und Nachfolger."

Wäre ein Schuß auf Dr. Rane abgefeuert worden, er hätte kaum eine andere Empfindung haben können, als bei diesen Worten.

„Ihr Nachfolger? Hier?“ stammelte er ganz verwirrt von dem Schlage, welcher ihn getroffen.

„Mein Nachfolger in der Praxis. Ich habe ihm die Kundschaft verkauft, und er ist herübergekommen, sich vorstellen zu lassen.“

Dr. Rane verbeugte sich, und der neue Doctor reichte ihm die Hand. Denselben Tag noch ging Dr. Rane zu Alexander hinüber und machte ihm Vorwürfe über seine Handlungsweise.

„Sie hätten mir wenigstens die Vorhand lassen sollen, wenn Sie Ihre Praxis verkaufen wollten.“

„Mein lieber Freund, ich hatte es Seeley schon vor Jahren versprochen“, war die Antwort. „Er wußte, daß ich Aussicht auf eine Anstellung in London hatte; hat sich sogar bemüht, sie mir zu verschaffen.“

Was konnte man darauf sagen? Nichts. Aber Oliver Rane war zu Muthe, als ob ein neuer schwerer Schlag auf ihn niedergefallen wäre, der die schönen Zukunftsträume vernichtete.

„Sei nicht traurig, Oliver,“ flüsterte Betty hoffnungsvoll und schlang die Arme um seinen Hals, als er ihr erzählte, wie

sehr er enttäuscht worden. „Wir werden eben so glücklich sein mit einer kleinen Praxis, wie mit einer großen. Es wird schon gut werden — wenn Gott uns seinen Segen giebt."

Aber Oliver Rane, dem eine gewisse That der Vergangenheit auf der Seele lastete, war in seinem innersten Innern keineswegs gewiß, daß ihnen dieser Segen nicht fehlen würde.

Viertes Capitel.

Was war und was werden würde.

Betty Kane saß in der Dämmerstunde vor der offenen Glasthüre ihres Speisezimmers. Es war fast ein Jahr seit ihrer Hochzeit verflossen und der Sommer wieder eingezogen. Ihre Arbeit ruhte in ihrem Schooß — Einsätze zu Hemden für ihren Mann — während sie den erquickenden, süßen Blumenduft des Gartens in sich trank und zugleich den Bewegungen Jelly's in dem gegenüber liegenden Speisezimmer in Mrs. Cumberlands Hause folgte. Jelly hatte ein Licht in der Hand und schien offenbar etwas zu suchen, denn sie leuchtete damit in allen Winkeln und Ecken herum. Betty bückte sich, um eine süßduftende Verbena zu pflücken, und saß dann wieder still da.

Hinter ihr am Tische saß Dr. Kane und schrieb so eifrig, als es das schwindende Tageslicht gestattete. Er hatte in letzter Zeit an einem seiner Patienten ungewöhnliche und auffallende Symptome zu beobachten Gelegenheit gehabt, welche er jetzt, sowie den

Fall selbst, zu einem Artikel für ein medicinisches Journal verarbeitete, in der Hoffnung, daß ihm derselbe ein bis zwei Guineen einbringen würde.

„Oliver, Du kannst sicher nichts mehr sehen," sagte Betty jetzt, indem sie sich nach ihm umwendete.

„Du hast recht, Lieb, es ist beinahe stockfinster. Willst Du nach der Lampe klingeln?"

Mrs. Kane erhob sich, aber statt nach der Lampe zu klingeln, ging sie zu ihm hin und legte ihre Hand bittend auf seine Schulter.

„Ruhe Dich ein Viertelstündchen aus, Oliver. Es geht nachher um so besser, auch ist es noch zu früh, die Lampe anzuzünden. Laß uns ein wenig in den Garten gehen."

„Du benimmst mir noch das wenige Tageslicht, Betty, indem Du Dich zwischen mich und das Fenster stellst."

„Gewiß, das thue ich und mit Absicht. Komm! Du solltest es viel besser noch wissen als ich, daß es unrecht ist, die Augen so anzustrengen, Du gelehrter Herr. Bitte, bitte schön, Oliver."

Ihren Bitten nachgebend, schob er die Papiere mit einem ungeduldigen Seufzer bei Seite und sie gingen durch die Glasthüre in den Garten. Betty schob ihre Hand unter seinen Arm,

und sich dem belaubtern Theile des Gartens zuwendend, vertieften sie sich bald in eine flüsternde Unterhaltung.

Sie hatten in letzter Zeit so manches Mal in der Dämmerstunde einen Gang durch den Garten gemacht und dabei über Gegenwart und Zukunft gesprochen. Das erste Jahr ihrer Ehe war in pekuniärer Beziehung kein besonders erfolgreiches gewesen; denn Dr. Rane's Praxis hatte sich keineswegs vermehrt. Er verdiente nur gerade genug für den täglichen Unterhalt, und Betty, welche die Kasse führte, hatte ihre liebe Noth gehabt, die beiden Enden des Jahres zusammen zu knüpfen. Indessen war dies ihr und ihres Mannes Geheimniß; keiner von beiden hatte auch nur eine Silbe davon verlauten lassen. Dr. Rane ward viel außer dem Hause von einem Patienten zum andern gehend gesehen, und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß seine Einkünfte so gering waren.

Der neue Wundarzt, Seeley, hatte die ganze Kundschaft Alexander's an sich gebracht und stand sich ausgezeichnet. Diejenige Dr. Rane's beschränkte sich hauptsächlich anf die niedern Klassen, besonders auf die Arbeiterfamilien der North'schen Fabriken, und diese befanden sich aus gewissen Gründen in schlechtern Umständen als sonst, und waren folglich auch nicht im Stande, ihn wie früher zu bezahlen. Daß Dr. Rane um seiner Frau und seiner

selbst willen eine tiefe Erbitterung darüber empfand, daß es mit seinen Verhältnissen nicht vorwärts gehen wollte, lag auf der Hand. Betty predigte ihm beständig in heitern Worten, den Muth nicht sinken zu lassen und auf eine glänzende Zukunft, die ihnen noch vorbehalten sei, zu hoffen; aber er hatte den Glauben an eine solche verloren.

Es kam ihm vor, als schlüge ihm alles fehl. Das medicinische Buch, mit welchem er, den industriellen Weg einschlagend, zur Zeit seiner Heirath beschäftigt gewesen und von welchem er sich so große Dinge sowohl in Bezug auf Ruhm als Reichthum versprochen, hatte keinen Erfolg gehabt. Es war zwar veröffentlicht worden, der Gewinn aber ließ noch immer auf sich warten. Er hatte eine Summe Geldes zu den Druckkosten hergegeben, freilich keine sehr große, doch immer eine größere, als sie aufwenden konnten, und außer ihnen beiden wußte Niemand, welche Entbehrungen sie sich deshalb auferlegen mußten. Betty tröstete ihn damit, daß das Geld eines Tages doppelt und dreifach wieder einkommen würde; sie müßten nur nicht den Muth verlieren und so sparsam wie möglich leben.

Die arme Betty hatte ihren eigenen Kummer, über den sie niemals sprach, selbst nicht zu ihm — der Mangel an Nachkommenschaft. Es waren bisher keinerlei Aussichten dazu gewesen,

und sie liebte Kinder so sehr! Als Woche auf Woche, Monat auf Monat verging, ohne ein Zeichen zu bringen, welches ihren Hoffnungen Erfüllung verhieß, empfand sie eine bittere Enttäuschung. Jetzt fing sie an, sich einigermaßen damit auszusöhnen, und liebte ihren Mann mit um so größerer Hingebung.

Mrs. Rane war eine vortreffliche Wirthin und verstand es, mit den kleinstmöglichen Ausgaben einen gewissen Comfort im Haushalt herzustellen. Es hatte in der That an diesem noch nie gefehlt. Als Ausgangs Winters die alte Phillis erkrankt war und den Dienst hatte verlassen müssen, war nur Molly Green beibehalten worden. Sie verstand sich glücklicherweise auf die Küche und war überhaupt eine sehr brauchbare Person geworden. Diese in jeder Hinsicht beschränkte Lebensweise hätte es Dr. Rane wohl möglich machen können, geduldig auszuharren, bis einmal bessere Zeiten für ihn kämen, aber das war durchaus nicht seine Absicht. Er wollte fort. Sein einziges Streben ging dahin, nach einem andern Ort zu ziehen, so weit als möglich von Dallory Ham entfernt.

Ob diese Sehnsucht auszuwandern sich auch seiner bemächtigt hätte, wenn seine Thätigkeit eine erfolgreiche gewesen wäre, lassen wir dahin gestellt. Wir können die Dinge nur erzählen, wie sie sich wirklich verhielten. Die Enttäuschung, welche er erfahren —

und noch etwas anderes — machten seinen Wunsch, von Dallory fortzugehen, zu einem heißen, glühenden, der ihn Tag und Nacht verfolgte. Jener eine unselige Fehltritt seines Lebens schien sich wie ein Fluch an ihn zu heften. Wahr ist's, daß, als er jene in ihren Folgen so fürchterlichen Zeilen schrieb, er ebenso wenig an Mord gedacht hatte, als das Papier unter seiner Hand; er hatte nur Alexander im Herrenhause in Mißcredit bringen wollen; aber der Erfolg war ein anderer gewesen, als er berechnet, und Dr. Rane fühlte, daß er für ein Menschenleben verantwortlich geworden. Er hätte dies am Ende ertragen, und jedenfalls war es gleichgültig für sein Schuldbewußtsein, ob er in Dallory oder anderswo lebte, aber was er nicht ertragen konnte, war die Möglichkeit der Entdeckung. Kein Tag verging, ohne daß er nicht in diesem oder jenem Gesicht die stumme Mahnung wahrzunehmen glaubte, daß jene Entdeckung wirklich stattgefunden. Er war überzeugt, daß Mrs. Gaß ihn noch immer in Verdacht hatte, den Brief geschrieben zu haben; er wußte, daß seine Mutter es argwohnte; er erfuhr, daß Jelly ihn halb und halb verdächtigte, daß Richard North von seiner Schuld so gut wie überzeugt war, und wie viele andere mochten es noch sein, von denen er es nicht wußte. Seit ihrer Heimkehr von der Hochzeitsreise hatte er stets etwas Gezwungenes in Richards Benehmen zu bemerken geglaubt und

es war keinenfalls nur eine Einbildung von ihm. Was Jelly betraf, so genügte schon die Art, wie er manchmal ihre grünen Augen auf sich gerichtet sah, um einen schwachnervigen Mann mit Schauder zu erfüllen; das war nun aber Dr. Rane nicht. Wie er den verhängnißvollen Mißgriff hatte begehen können, die Copie oder den Entwurf des unseligen Briefs in seinem Taschenbuch aufzubewahren, vermochte er nicht zu begreifen. Er hatte die Handschrift und die Wendungen, in welchen er den Brief abzufassen gedachte, auf zwei bis drei verschiedenen Blättern ausprobirt, war aber überzeugt gewesen, alle zerrissen und die Stücke verbrannt zu haben. Während er so immer und immer wieder über seine Nachlässigkeit nachdachte, sagte er sich, daß es das Schicksal so gewollt, daß es nicht Nachlässigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen, oder wenigstens eine, welche er dem Walten des Schicksals gegenüber nicht hätte vermeiden können. Was es aber auch gewesen sein mochte, Schicksal oder Mangel an Vorsicht, es hatte dahin geführt, ihn bei Einigen in seiner Umgebung zu einem verdächtigen Manne zu machen, und er wollte um keinen Preis fortfahren, unter diesen zu leben. Dr. Rane war ein von Natur stolzer Charakter, der einen ganz besondern Werth darauf legte, von seinen Mitmenschen geachtet und geschätzt zu werden; eine öffentliche Entehrung wie die, welche ihm drohte,

hätte ihn vor Scham umgebracht; ehe er sich derselben ausgesetzt, würde er lieber in den entferntesten Winkel des bewohnten Erdkreises geflüchtet sein.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß dieser heiße Wunsch nach Ortsveränderung auch von Betty getheilt wurde, die in allem so dachte wie er. Ohne die wahre Ursache seines Strebens, sich an einem andern Orte niederzulassen, zu argwohnen, sah sie nur, wie ernst es ihm damit war. Das war es, wovon sie auf ihren Gartenspaziergängen allabendlich sprachen. „Es ist, als ob sich das Unglück an meine Sohle geheftet, seit ich diesen Ort betrat", wiederholte er oftmals zu ihr, „ich weiß, daß es nicht aufhören wird, mich zu verfolgen, so lange ich hier bleibe." Auch heute Abend sprach er es wieder aus.

„Ich hasse das Nest, Betty" fuhr er fort, indem er zu dem glänzenden Abendstern aufschaute, welcher aus der klaren Bläue des Himmels aufzuleuchten begann. „Wäre es nicht um Deinet- und der Mutter willen gewesen, so wäre ich nicht hier geblieben. Ich wollte, ich hätte das nöthige Geld, um mir anderswo eine Praxis zu kaufen; da ich es aber nicht habe, muß ich mir eine zu erwerben suchen."

„Ja", stimmte ihm Betty bei. „Aber wo? die größte Frage ist — wo sollen wir hinziehen?"

Das war allerdings der Hauptpunkt, und Doctor Rane sah vor sich nieder und schwieg, während er über die Sache brütete. Zuletzt meinte er, daß es am Besten wäre, nach London zu gehen. Ein Freund von ihm, ein gewisser Doctor Jones, der sein Studiengenosse auf der Universität gewesen, hatte eine ausgebreitete ärztliche Praxis in der Nähe von New-York, er brauchte einen Assistenzarzt und hatte Doctor Rane den Vorschlag gemacht, hinüberzukommen. Nichts würde diesem besser zugesagt haben, und Betty war bereit, überall hinzugehen, wohin er wollte, selbst wenn sie ihr Vaterland verlassen mußte. Aber Doctor Jones beanspruchte ein Aequivalent für das, was er zu bieten hatte, und zwar 500 Pfund rund ausgezahlt, eine Summe, welche Oliver Rane auf keinen Fall beschaffen konnte. So glaubte er, daß sie am besten thäten, sich nach London zu wenden. Mit den zweihundert Pfund, welche er für seine Kundschaft in Dallory Ham zu erhalten hoffte — und er hatte darüber bereits Unterhandlungen mit Jemand in der Stille angeknüpft — meinte er seine Niederlassung in London bewerkstelligen, oder sich einen Antheil an einer bereits bestehenden Praxis verschaffen zu können. Was es auch sei und wo es auch sei, alles sollte ihm recht sein, wenn er nur von hier fort konnte und den Alp los würde, welcher in Gestalt einer täglich drohenden Entdeckung auf ihm lastete.

„Sind wir nur erst von hier fort, Betty, so wird sich schon alles machen. Ich bin dessen sicher. Du wirst nicht länger wie eine Einsiedlerin zu leben brauchen, aus Furcht, daß der Umgang zu viel kosten könnte, und wirst nicht jeden Groschen drei Mal umkehren dürfen, ehe Du ihn ausgiebst.“

„Das wäre das Geringste, Oliver. Du weißt, daß es mich sehr betrüben würde, wenn Du unsere Heimath hier nur um meinetwillen aufgeben wolltest.“

„Nicht um Deinetwillen allein; ich thue es eben so gut für mich“, sagte er hastig. „Du kannst Dir nicht vorstellen, Betty, was es für einen geschickten Arzt sein muß — und ich bin ein solcher — ewig durch andere in Schatten gestellt zu werden; kein Feld zur vollen Anwendung seiner Talente zu finden, während er seine Mitstrebenden zu Ansehen und nutzenbringender Wirksamkeit gelangen sieht. Ich habe es hier zu nichts bringen können, weil Madame dagegen intriguirt hat. Warum sie Alexander, warum sie Seeley, nicht um ihretwillen, sondern aus Opposition gegen mich, ihre hohe Protection hat zu Theil werden lassen, vermag ich noch heute nicht zu begreifen; wenn nicht deshalb, daß meine Mutter, als sie noch Fanny Gaß, mit Mr. North in dem vertraulichen Verhältniß von Bruder und Schwester einst gestanden.“

„Madame verachtet unsere Familie nicht minder als die

Familie Gaß", war Bettys Antwort. „Es war für uns Alle ein Unglückstag, an welchem Papa sie heirathete."

„Das ist aber kein Grund, warum sie mir so feindlich gesinnt sein sollte! Ihr Haß ist für mich verhängnißvoll geworden, viel, viel mehr, als Du und die Welt es ahnt, Betty."

„O, ich weiß es wohl, daß Du es tief empfunden", flüsterte Betty. „Und sie würde auch unsere Heirath verhindert haben, wenn sie gekonnt hätte."

„Wer auch mein Nachfolger hier sein wird, Du wirst sehen, daß er eine gute Praxis haben wird. Sie allein hat es verhindert, daß ich dazu gelangt bin. Das einzige Gute ist, daß sie ferner keinen Einfluß auf unser Geschick ausüben kann."

„Ich wollte, wir wären reich und hätten ein großes Haus, damit Papa bei uns wohnen könnte", sagte Betty hoffnungsvoll. „Madame quält ihn zu Tode mit ihrem herrschsüchtigen Charakter. O, Oliver, ich möchte so gern, daß er bei uns wäre!"

„Ich hätte durchaus nichts dagegen", antwortete Doctor Rane gutmüthig. „Es ist mir ein Räthsel, wie sie die Ausgaben in Dallory Hall bestreiten werden, wenn der Strike lange anhält. Geschieht aber Madame recht."

„Hörst Du viel von der Geschichte, Oliver?"

„Viel! Du lieber Himmel, ich höre nichts anderes. Die Leute

sind närrisch. Sie schneiden in ihr eigenes Fleisch und Blut. Dein Bruder Richard sieht es kommen."

„Sieht was?" fragte Betty, die ihn nicht ganz verstand.

„Ruin", antwortete Doctor Rane mit Nachdruck. „Die Leute werden mit der Vernunft so lange Versteckens spielen, bis die Industrie zum Teufel ist. Thoren! Thoren!"

„Es ist nicht die Schuld dieser armen Leute, Oliver. Ich habe von Kindheit auf unter ihnen, oder wenigstens unter einigen von ihnen gelebt, und mag sie nicht schelten hören. Sie sind nur verführt und zwar durch die Gewerkgenossenschaften."

„Unsinn!" entgegnete der Mann. „Ein Mann, der sein Brod zu erwerben hat, darf sich nicht verführen lassen. Es ist Arbeit genug da; laß sie die Hände rühren. Grade als ob eine Gesellschaft von Leuten, die gern die Herrscher spielen möchten, zu mir käme und sagte: Oliver Rane, du mußt dich unserem Verein anschließen, welcher den Doctoren verbietet, anders Kranke zu kuriren, als nach seinen eigenen Gesetzen und Verordnungen. Gesetzt, ich hörte auf sie — und bliebe zu Hause und ließe Seeley, oder wer sonst Lust hat, meine Praxis sich aneignen, und erwachte eines schönen Morgens, um mich von allen Subsistenzmitteln entblößt zu finden? — nichts für mich übrig, als das Arbeitshaus. Würde ich Mitleid verdienen? Gewiß nicht."

Betty lachte ein wenig. Sie gingen in's Haus, und sie, die seinen Arm noch nicht losgelassen, zog ihn zu einem weitern Augenblick der Erholung in das Empfangzimmer. Sich im Halbdunkel an das Piano setzend, dasselbe, welches Richard ihr geschenkt, stimmte sie ein Lied an, welches ihr Mann besonders liebte: „O, Busen von Dublin." Bettys Stimme war schwach und nicht umfangreich, aber sanft und innig, und dazu besaß sie die keineswegs gewöhnliche Gabe, die Worte des Textes vollkommen deutlich auszusprechen, so daß es ein doppeltes Vergnügen war, sie singen zu hören. Ihr Mann hatte Freude daran. Wie sie jetzt sang, lehnte er in tiefen Gedanken an dem Fenster und blickte nach Dallory Ham und dem Manne, welcher die Laternen am Wege anzündete. Dr. Rane hörte dieses Lied niemals, ohne den Wunsch zu hegen, daß er der Wanderer wäre, der es singt, und daß das weite, bewegte Meer zwischen ihm und der Heimath läge.

„Wer mag das sein?" sagte er plötzlich, der Thüre zugehend. Eine Frau, welche er nicht erkennen konnte, war in die Umzäunung des Hauses getreten und zog jetzt die Glocke. Dr. Rane wurde zu einem Kranken gerufen, wie gewöhnlich zu einem jener Leute, die nichts einbrachten.

„Pierson's schicken nach mir, Betty," sagte er, in's Zimmer

wieder hineinblickend. „Der Mann ist kränker geworden. Ich bin bald wieder hier.“

Betty stand auf, sobald sie die Hausthür sich schließen hörte. Sie nahm ein reines Wischtuch aus einer Schieblade und fuhr damit sorgfältig über die Tasten, ehe sie das Instrument für die Nacht schloß. Betty hatte eine besondere Vorliebe für ihr Empfangszimmer und die darin befindlichen Möbel. Es wurde nicht viel benutzt, aber nicht aus Furcht, daß es dadurch leiden konnte, sondern weil das andere Zimmer mit seiner Glasthür das freundlichere war und weil man sich in dem Raum, in welchem man sich gewöhnlich aufhält, wohler fühlt. Betty war so stolz auf ihr Haus, als ob es eins der stattlichsten in Dallory gewesen wäre, und fühlte sich so glücklich wie eine Königin darin. Leicht über den Teppich des Empfangszimmers hinschreitend, der noch eben so aussah, als wie er aus Turtle's Waarenlager gekommen, berührte sie mit vorsichtigem Finger hier und dort einen der hübschen Gegenstände, welche auf den Tischen umherstanden, und öffnete dann die Thür, um der Magd zu rufen.

„Molly, es ist Zeit, die Fensterladen zu schließen.“

Molly Green mit einem Käppchen auf dem Hinterkopfe und einer weißen Mousselinschürze vorgebunden, kam aus ihrer Küche dicht daneben heraus. Molly liebte es, sich so schmuck als die

beste ihres Gleichen zu halten, obwohl sie die ganze Hausarbeit zu verrichten hatte. Indessen war das auch gerade nicht viel, da ihre Herrin ihr durch zweckmäßiges Anordnen und eigenes Handanlegen zu Hülfe kam.

„Du kannst auch gleich die Corridorlampe anzünden," setzte Mrs. Rane hinzu, indem sie die Treppe nach dem obern Stock hinanstieg. Es war immer noch ziemlich hell.

Betty that häufig, was sie eben wieder im Begriff war zu thun, nämlich die Fensterrouleaux herunterzulassen; sie ersparte Molly diese Mühe. Der große Vorplatz war jetzt weniger kahl, als er früher gewesen; zur Zeit seiner Heirath hatte Dr. Rane ihn mit grün wollenen Decken belegen lassen und einen Stuhl und ein Büchergerüst hingestellt. Trotzdem hatte er noch immer eine unverhältnißmäßige Größe und bildete einen Contrast zu der luxuriösen Ausstattung des Vorplatzes in Mrs. Cumberlands Hause, besonders wenn die großen Fenster zufällig beide offen standen; aber Betty hielt den ihrigen für hübsch genug. Von den beiden Hinterzimmern war eins zu einem Schlafzimmer für etwaigen Besuch eingerichtet worden; in dem andern befand sich nicht viel mehr als Betty's Kisten und Schachteln, die sie von Hause gebracht. Richard hatte in Betreff dieses Zimmers ihr die freundlichsten Anerbietungen gemacht. „Sollte sich irgend etwas ereignen",

hatte er gesagt, „Krankheit oder dergleichen, so daß Du dasselbe brauchen solltest, und Rane sich nicht in der Lage befinden, Geld zur Einrichtung herzugeben, so laß es mich wissen, und ich werde es Dir herstellen.“ Sie hatte ihm tausendmal gedankt, aber es hatte sich bis jetzt noch nichts ereignet.

Dieses Zimmer war es, in welches jetzt Betty zuerst trat; ihren Schachteln vorbei, ging sie nach dem Fenster, schloß es und ließ das weiße Rouleau herunter. Von hier ging sie in das Zimmer nebenbei, einen hübschen Raum mit bunten Möbelkattungardinen und der arabischen Bettstelle. Dr. Rane hielt sehr darauf, immer frische Luft in seinem Hause zu haben, und wollte, daß alle Fenster tagüber offen standen. Nachdem sie ihre Geschäfte beendet, ging Betty zunächst über den Vorplatz zurück nach ihrem eigenen Zimmer. Um zu diesem zu gelangen, mußte sie, wie man sich erinnern wird, ein Vorzimmer passiren. Dasselbe befand sich noch in demselben Zustand wie früher, der Fußboden war unbedeckt und in einem Winkel lagen Dr. Rane's gläserne Retorten und andere chemische Instrumente. Während sie früher überall umhergestreut gewesen, waren sie jetzt, unter Betty's ordentlichem Regiment, auf einen Platz von geringer Ausdehnung zusammengestellt. Betty hatte schon häufig daran gedacht, aus diesem Raum ihr spezielles Wohn- und Arbeitszimmer zu machen, da man aus

seinen Fenstern eine weite Aussicht auf die Felder über Dallory Ham hinaus genoß. Auch hatte sie im Anfang ihrer Ehe bisweilen heimlich gedacht, welche hübsche Kinderstube sich daraus machen ließe, doch das kam ihr jetzt nicht mehr in den Sinn.

Nachdem sie aus einer Schieblade in ihrem Zimmer eine Arbeit genommen, welche zu holen sie eigentlich heraufgekommen — denn sie wußte wohl, Oliver würde ihr nicht erlauben, die Hemdeneinsätze bei Licht zu nähen — stand sie einen Augenblick am Fenster und sah dabei aus dem Hause des Doctor Seeley einen Herrn, den sie nicht erkennen konnte, heraustreten und die Richtung nach Dallory einschlagen.

„Ein neuer Patient“, dachte sie bei sich selbst mit einem Seufzer, der etwas nach Neid klang. „Er bekommt sie alle. Wenn doch wenigstens ein paar zu Oliver kämen.“

Wie sie dem Fremden auf der Landstraße nachsah, erinnerte sie etwas in seiner Größe und Gestalt plötzlich an ihren verstorbenen Bruder Edmund, und alle ihre Gedanken kehrten zu der unglücklichen Zeit seines Todes und zu dem Brief zurück, der die Veranlassung desselben geworden.

„Es ist zwar sehr gut von Oliver, mich damit zu trösten, daß er in keinem Falle lange hätte leben können, was ich selbst glaube,“ murmelte Betty, „allein es ist darum nicht weniger

schrecklich. Er ist getödtet, meuchlings ermordet worden durch jenen schändlichen, anonymen Brief. Ich glaube nicht mehr, daß der Verfasser desselben jemals ausfindig gemacht werden wird. Selbst Richard scheint in seinem Eifer erkaltet zu sein, seit er weiß, daß es derjenige nicht gewesen, den er im Verdacht gehabt."

Unmittelbar nachdem Dr. Rane und seine Frau von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt waren, hatte man die Spur jenes großen, hagern Fremden entdeckt, in dessen Gesellschaft Timotheus Wilks in der Nacht, welche der Absendung des anonymen Briefes vorausging, gesehen worden war, und welchen Richard und viele andere mit ihm für den Verfasser desselben gehalten. Es stellte sich heraus, daß er ein armer Maler sei, der in der Gegend umherreiste, um Skizzen aufzunehmen, und der mitunter nur zu froh war, der Zechgenosse von gleichviel welchen Leuten zu sein, die ihm der Zufall in den Weg führte. An diesem oder jenem Ort ein paar Tage zubringend, wie es seine Arbeit gerade erheischte, hatte er sein Hauptquartier auch für einige Zeit in Whitborough aufgeschlagen. Als ihm hier der Verdacht, in welchem er stand, zu Ohren kam, stellte er sich freiwillig und bezeugte Richard North, daß er mit dem Brief durchaus nichts zu thun gehabt hätte. Vielleicht war es die Aeußerung Richards, welche er damals that, „daß es besser wäre, alles weitere Nachgrübeln über die Sache

ruhen zu lassen", welche, zusammen mit seinen kühlen Manieren, zuerst den Gedanken in Dr. Rane erweckte, daß Richard gegen ihn selbst Argwohn hege. Man hatte thatsächlich seitdem nicht weiter nachgeforscht und selbst Betty meinte, wie wir gesehen, daß der Eifer ihres Bruders erkaltet sei.

Sich mit einem Seufzer, der ihrem verstorbenen Bruder galt, von dem Fenster wegwendend, verließ sie das Zimmer, um wieder hinunter zu gehen. Der Vorplatz in Mrs. Cumberland's Hause gegenüber war wie gewöhnlich glänzend erleuchtet, denn diese Dame liebte es, überall auf Treppen und Corridoren eine Menge Lampen zu brennen; und Anna, das Hausmädchen, ließ eben das Rouleau herab. Mrs. Rane's großes Fenster hatte noch kein Rouleau erhalten.

Molly Green trug das Geschirr zum Abendbrod ins Eßzimmer, als Betty herunterkam. Sie half dasselbe ordnen und sah, daß alles so war, wie es ihr Mann liebte; setzte ihm die Pantoffeln zurecht und zog seinen Lehnstuhl näher heran, immer für seine Bequemlichkeit besorgt. Ihn zu erwarten und alles um ihn herum gemüthlich und angenehm zu machen, war das größte Glück ihres Lebens. Nachdem alles gethan war, setzte sie sich mit einer Arbeit zum Licht, seiner harrend.

Während der Zeit war Dr. Rane auf dem Wege zu seinem Patienten und wieder zurück in nichts weniger als freundliche

Gedanken verloren. Er schritt dahin wie ein Träumender. Der eine schreckliche Fehler, den er gemacht, lastete in einsamen Abendstunden immer schwerer auf seiner Seele. Bisweilen war es ihm, als sähe er Edmund North aus der Hecke längs dem Wege und hinter den Bäumen hervorschauen. Was es auch kostete, er mußte von diesem Orte fort; nur dann konnte es vielleicht wieder Frieden in ihm, oder wenigstens diese ewig ihn verfolgende Angst der Entdeckung von ihm genommen werden. Mit Freuden hätte er die Hälfte seines noch übrigen Lebens hingegeben, um die That jener dunkeln Nacht ungeschehen zu machen.

Fünftes Capitel.

Mrs. Gaß unter den Arbeitern.

Ueber die Arbeiterbevölkerung von Dallory war große Trübsal hereingebrochen, die wie eine drohende Wolke schon einige Zeit vorher an dem Horizont gestanden. Im ganzen Königreich gab es kein Fabrikwesen, welches sich eines blühenderen Zustandes rühmen konnte, als das von Dallory. Die Leute wurden gut bezahlt; Ruhe und Zufriedenheit hatte stets zwischen ihnen und ihren Arbeitgebern geherrscht. Als aber einige Delegirte, oder Emissäre, oder wie sie sich sonst zu nennen beliebten, von den Gewerkvereinen sich in Dallory heimlich hereinstahlen, sich im Orte längere Zeit versteckt hielten und das Ohr der Leute durch ihre Einflüsterungen gewannen, da war der Frieden dahin.

Es ist hier nicht die Aufgabe nachzuweisen, wie diese Einflüsterungen allmählig ihre Wirkung thaten, und das Gift um sich griff. Andere haben dies an anderer Stelle viel wirksamer gethan, als ich es im Stande wäre. Es genügt zu sagen, daß

die Arbeiter von Dallory von der herrschenden Krankheit angesteckt wurden und die Reihen der Unzufriedenen vermehrten. Zuerst hatte es Zweifel und Besorgniß und Schwanken gegeben; dann Aufregung; dann offene Unzufriedenheit und Unterhandlungen mit ihrem Prinzipal, Richard North, bis endlich die Forderung der Lohnerhöhung und Verringerung der Arbeitszeit bestimmt formulirt worden waren. Es war umsonst, daß Richard mit seinem in hohem Grade gesunden Verstande sie zu Vernunft zu bringen bemüht war, daß er, nicht mit Aerger, sondern in aller Freundlichkeit, ihnen beweisen wollte, wie thöricht der Weg wäre, welchen sie betreten, und was daraus entstehen müßte. Sie hörten ihm respektvoll zu, denn er war geliebt und geachtet, gaben aber kein Haar breit von ihren Forderungen nach. Es wurde Richard heimlich hinterbracht, daß zwischen den Emissären der Gewerkvereine, deren einige wie Raubvögel beständig über Dallory schwebten, und den Arbeitern viel Hin- und Herreden und Zank und Streit wäre, da die letztern Neigung zeigten, sich auf die gesunde Ansicht der Dinge ihres Prinzipals zu verlassen, was die andern höchlichst mißbilligten. Es kam indessen zu nichts. Die Arbeiter ergaben sich ihren tyrannischen Herren und Diktatoren mit derselben Unterwürfigkeit, wie es an vielen andern Orten geschehen, und Richard's Worte blieben in den Wind gesprochen.

Sie waren wie die Schafe, die ihrem Führer blindlings folgen. Die Agitation, welche zur Zeit von Betty's Heirath begonnen, wurde Monate lang fortgesetzt, bis die Sache endlich zur Entscheidung kam und die Fabriken, jetzt schon vor mehreren Wochen, geschlossen wurden.

Denn die Leute hatten die Arbeit eingestellt. North und Gaß waren großartige Contrakte eingegangen, deren Ausführung jetzt unmöglich war. Wenn die Dinge nicht schleunigst eine andere Wendung nahmen, waren Arbeiter wie Arbeitgeber gleich ruinirt. Der Ruin der letztern bedingte den der erstern.

Mrs. Gaß nahm die Sache ruhiger als Richard North und in gewisser Beziehung hatte sie Grund, sie so und nicht anders zu nehmen. Ihr Einkommen hing nicht von den Fabriken ab. Sie hatte zwar eine bedeutende Summe darin, aber eine noch bedeutendere war anderswo sicher untergebracht. Gingen die Fabriken und das darin steckende Capital zu Grunde, so hatte dies für Mrs. Gaß keine andere Consequenz, als daß sie bei ihrem Tode so und so viel weniger hinterlassen konnte. In dieser Hinsicht konnte Mrs. Gaß also die Dinge ruhig nehmen; was aber die Handlungsweise der Arbeiter betraf, so beurtheilte sie dieselbe viel strenger als Richard selbst.

In Dallory sah es jetzt eigenthümlich aus. Früher hatte

man während der Arbeitszeit nicht einen müßigen Mann angetroffen; die Dorfgasse, die verschiedenen Plätze, alles hätte ohne die spielenden Kinder wie ausgestorben ausgesehen. Jetzt dagegen standen überall in den Hausthüren Gruppen von Männern in ernstem Gespräch, oder auch mit einander streitend, wie es gerade kam; die meisten von ihnen rauchten und spuckten und alle sahen elend vor Langweile aus. Arbeit ermüdet weder Mann noch Frau halb so sehr wie Müßiggang.

Anfangs war der Feiertag wegen seiner Neuheit angenehm; jeder der sechs Tage der Woche war ebenso wie der siebente ein Sonntag, und Männer und Frauen ließen sich's wohl sein. Unter zwanzig Familien war zwar nicht eine, welche für etwaige schlimme Zeiten etwas Geld bei Seite gelegt hatte, wie gut ihre Löhne auch gewesen; indessen nahmen sich die Gewerkvereine ihrer neuen Schützlinge an und gaben ihnen die nöthigen Unterstützungen. Als aber Woche auf Woche verging, ohne daß Richard North Miene machte, nachzugeben, das heißt die Leute auf ihre eigenen Bedingungen hin von neuem zu engagiren, begannen die Unterstützungen allmählig weniger reichlich zu fließen. Die Männer, die nicht daran gewöhnt waren, sich einzuschränken, und die Frauen, die nicht wußten, wie sie das anstellen sollten, daß das Achtgroschenstück soweit langte, wie früher der Thaler, waren wohl

zu entschuldigen, wenn ihnen etwas der Muth sank; allmählig fingen sie an, ihre Habseligkeiten zum Trödler zu tragen. Mr. Ducket, der respektable Geschäftsmann, welcher den Interessen der drei vergoldeten Kugeln in Dallory vorstand, rieb sich vergnügt die Hände, während er die Gegenstände in Empfang nahm. Mit einer langen, spitzen Nase begabt, besaß er auch den scharfen Geruch einer solchen, und er roch, daß eine gute Zeit für ihn im Anzuge war.

Als eines Tages Mrs. Gaß der Trödlerbude vorüber ging, sah sie drei Frauen darin. Sie trat selbst hinein, und fragte ohne Umstände, was sie hier wollten. Die Frauen wurden verlegen und verbargen die Sachen unter ihren Schürzen, während sie fortgingen, um ihr Geschäft ein andermal abzuthun. Sie schämten sich, von Mrs. Gaß oder ihrem Prinzipal beim Versetzen betroffen zu werden, denn beide hatten es ihnen vorausgesagt, ohne den geringsten Glauben bei ihnen zu finden, daß es dahin kommen würde. Daß sie nun auf der That des Versetzens betroffen worden, schien ihnen einer stillschweigenden Niederlage gleich.

„Es ist also damit losgegangen, nicht wahr, Ducket?“ begann Mrs. Gaß.

„Womit, Madame?“ fragte Ducket, ein kleiner, ältlicher Mann mit Triefaugen und spärlichem Haar, der der wohlhabenden und

schön geputzten Mrs. Gaß stets mit besonderer Hochachtung entgegenkam.

„Womit? Na, mit dem Verzapfen," war Mrs. Gaß' Antwort. „Ich hab' ihnen allen gesagt, daß es zum Versetzen kommen würd'."

„Es ist die Schuld der Leute, nicht die meinige, Madame."

„Wo denken Sie, daß das enden wird, Ducket?"

Ducket schüttelte leise den Kopf, als wollte er sagen, daß er sich kein Urtheil darüber erlaube. Er war von Natur sanft, und die Scheltworte, welche er in seinem Geschäft von dem weiblichen Theil seiner Kunden beständig hören mußte, hatten dazu beigetragen, ihn noch demüthiger und so mild wie Honigseim zu machen.

„Na, es wird damit enden, daß sie jedes Stück, was sie auf Gottes Erdboden ihr eigen nennen, in's Leihhaus tragen, bis sie zwischen ihren vier nackten Wänden sitzen," sagte Mrs. Gaß. „Und was dann kommt, ist das Arbeitshaus."

Ducket hütete sich wohl, in Mrs. Gaß' Gegenwart irgendwelche Zufriedenheit mit dem Vortheil durchblicken zu lassen, welchen der ganze Handel für ihn abwerfen würde. Er stellte sich im Gegentheil, als ob er nichts als Verluste sähe.

„Eine hübsche Aussicht für uns Zinsenzahler, Madame," sagte er. „Die Abgaben sind schon hoch genug in der Gemeinde von

Dallory, auch ohne diese Arbeiter und ihre Familien, die uns zur Last fallen und die Haare vom Kopfe aufessen werden."

„Wenn die Abgaben nach meinem Sinn wären, Ducket, dann wären sie so hoch, daß nicht ein gebogener Heller für diese Menschen übrig blieb'. Wenn starke, kräftige Arbeiter Arbeit die Hülle und Fülle haben und nichts thun wollen, dann ist's Zeit, daß sie eine Lehre erhalten. So sicher als Sie dort stehen und ich hier, es kommt dahin, daß das verführte Volk nicht eine schimmelige Kruste zu nagen hat."

„Na, wir wollen nicht hoffen, daß es so schlimm werden wird", sagte Ducket, welcher, abgesehen von der Härte, welche sein Geschäft mit sich brachte, ein ganz gutmüthiger Mann war. „Vielleicht wird Mr. Richard North nachgeben."

„Mr. Richard nachgeben!" wiederholte Mrs. Gaß. „Na, da kommen Sie mit Ihrem Vielleicht an die falsche Adresse, Ducket. Wer hat hier nachzugeben, wenn wir vom Recht und Unrecht reden — North und Gaß oder die Arbeiter? Sagen Sie mir das."

„Nun ja, ich denke, die Leute sind im Unrecht", gab der Trödler zu, indem er seine grobe, weiße Schürze glatt strich. „Und närrisch obendrein."

Mrs. Gaß nickte mehrere Male mit einem bedeutungsvollen Ausdruck in ihrem gutmüthigen Gesicht. Sie trug eine weiße

Feder auf ihrem Hut, die bei jener Bewegung in majestätische Schwankungen gerieth.

„Lassen Sie sie nur, Sie werden was erleben, oder die Besinnung müßte ihnen schnell zurückkommen. Nun, hören Sie, Ducket, was ich Ihnen sagen wollte, ist das: seien Sie nicht zu bereitwillig, ihnen ihren Plunder abzunehmen.“

Ducket's Gesicht nahm einen kläglichen Ausdruck an, doch Mrs. Gaß sah ihn an, als ob sie unbedingt eine Antwort von ihm erwartete.

„Ich weiß wirklich nicht, Mrs. Gaß, wie ich die Sachen ablehnen soll, wenn sie mir gebracht werden. Die Frauen brauchen blos nach Whitborough zu gehen, um sie dort zu versetzen.“

„Dann würde ich sie gehen lassen — wenn ich Sie wär' —“

„Ja, Madame“, erwiderte der Mann, der nicht wußte, was er anders sagen sollte.

„Ich bin durchaus nicht heikel, Ducket, Geschäft ist Geschäft und ein Pfandleiher muß ebenso gut leben, wie andere Menschen. Ich sag' nicht, daß das Geld, welches er leiht, nicht manchmal ein wahrer Segen ist für Leute, die sich nicht anders zu helfen wissen und die vielleicht ohne ihre Schuld in's Elend gekommen sind, die Armen. Aber wenn es zum Ausplündern von Dutzenden

von Häusern kommt, so daß die Familien drin so nackt und entblößt zurückbleiben, wie sie auf Gottes Erde gekommen, das ist denn doch was anderes. Ich möcht' es nicht auf mein Gewissen nehmen, Ducket, und wenn ich zehnmal ein Pfandleiher wär'."

Mit diesen Worten verließ Mrs. Gaß die Trödlerbude, es Ducket überlassend, dieselben zu verdauen. Als sie bei dem North'schen Winkel vorüberkam, gewahrte sie eine Gruppe von Unzufriedenen und bog von ihrem Wege ab, um sie anzureden. Mrs. Gaß war mit jedem der Fabrikarbeiter, so zu sagen, zu Hause, mehr als vielleicht eine Frau von besserer Herkunft und Erziehung es hätte sein können. Sie kannte ihre Fehler und rügte dieselben ebenso freimüthig, als ob sie eine der Ihrigen gewesen wäre. Von der ganzen Arbeiterbevölkerung hatten nicht mehr als drei oder vier ihre Stimmen gegen die Arbeitseinstellung erhoben. Diese Wenigen hätten die Arbeit gern wieder aufgenommen und hielten es für eine schreckliche Tyrannei, daß sie es nicht konnten; allein da die überwiegende Mehrzahl bei ihrer Weigerung beharrte, so blieb natürlich allen der Weg zum Verdienst verschlossen. Richard North konnte sein Geschäft nicht mit nur einem Dutzend Hände bewältigen.

„Na", begann Mrs. Gaß, „wieviel Uhr hat's bei Euch geschlagen, Ihr Leute?"

Die Männer traten bei dieser Anrede auseinander und berührten ihre Mützen. Sie wußten sehr wohl, worauf sich ihre Frage bezog.

„Wie lange gedenkt Ihr denn noch, ein vornehmes Leben zu führen?"

„Das ist's, worüber wir eben sprachen — wie lange Mr. Richard North die Thüren vor uns verschlossen halten will", erwiderte Einer, Namens Webb, in dreistem aber ehrerbietigen Tone.

„Legt den Sattel nicht auf's unrichtige Pferd, Webb. Ich sagt' es Euch schon neulich, Mr. Richard North hat die Thüren nicht vor Euch verschlossen, Ihr selbst habt sie Euch verschlossen, indem Ihr vorausgegangen seid. Er würde sie Euch morgen öffnen, und zwar mit großem Vergnügen."

„Ja, Madame, aber unter den alten Bedingungen", entgegnete der Mann, Mrs. Gaß dreist in's Gesicht sehend.

„Was habt Ihr gegen die alten Bedingungen einzuwenden?" fragte die alte Dame die Leute im allgemeinen. „Haben sie nicht Euch und Eure Familien jahrelang im Wohlstand erhalten? Wo sind denn Eure Klagen gewesen? — Ich hab' von keinen gehört".

„Aber die Dinge haben sich geändert", sagte Webb.

„Durchaus nicht," stritt Mrs. Gaß. „Ihr Leute habt Euch geändert, aber nicht die Dinge. Ich will Euch eine Frage vor-

legen, Webb — Euch allen — und es wird Euch keinen Schaden thun, sie zu beantworten. Wenn diese Männer von den Gewerkvereinen mit ihren Ueberredungen und Doktrinen nicht unter Euch gekommen wären, würdet Ihr oder würdet Ihr nicht jetzt in Frieden und Ruhe bei Eurer Arbeit sein? Kommt Webb, seid ehrlich und sagt's."

„Ich denke, wir würden", bekannte Webb.

„Ihr wißt es ganz genau", verbesserte ihn Mrs. Gaß. „Es ist, wie Mr. Richard neulich zu mir sagte: die Leute, sagte er, sind durch eine Chimäre verführt, was so viel heißt, als eine falsche Einbildung. Dort ist der Ort", fuhr sie fort, in der Richtung der Fabriken deutend, „und dort ist Eure Arbeit, die nur auf Euch wartet um gethan zu werden. Mr. Richard wird Euch dieselben Löhne geben wie früher. Ihr sagt, Ihr wollt nicht zur Arbeit gehen, wenn er nicht mehr giebt: das kann er aber nicht erschwingen. Und die Folge ist: Ihr und er und das Geschäft, alles steht still."

„Und wird wahrscheinlich noch länger still stehen, Madame", erwiderte Webb, doch immer achtungsvoll.

„Gut, nehmen wir das mal an", sagte Mrs. Gaß mit Unparteilichkeit. „Nehmen wir an, daß er anhielte, dieser Zustand. Was würde daraus werden?"

Webb, ein intelligenter Mann und vortrefflicher Arbeiter,

sah gedankenvoll vor sich hin, als suchte er die Lösung der Frage. Da er nicht antwortete, fuhr Mrs. Gaß fort:

„Wenn die Gewerkvereine Euch beständig mit Essen und Trinken, Kleidung und Feuerung versorgen können, schön und gut. Mögen sie's; es ist nichts dagegen zu sagen. Aber wenn sie's nicht können?"

„Sie werden uns so lange unterstützen, als es die Herren aushalten können."

„Und das Geld — wo kommt es her?"

„Durch Beiträge. Alle Arbeiter im ganzen vereinigten Königreich zahlen Beiträge zur Gewerkvereinskasse, Madame."

„Ich hörte aber", sagte Mrs. Gaß, „daß Ihr von den Gewerkgenossenschaften keine so große Unterstützung mehr bekommt, als zu Anfang."

„Das ist richtig", fiel Einer Namens Forster ein, der die Verkürzung der Hülfsgelder bitter empfand.

Mrs. Gaß gab ihrem spitzenbezogenen Sonnenschirm einen Ruck. „Ich hörte auch — oder ich hab's vielmehr gesehen — daß Eure Frauen anfangen alles zu versetzen, was sie irgend entbehren können, sagte sie. „Was werdet Ihr anfangen, wenn die Zuschüsse kleiner und kleiner werden, bis sie endlich ganz aufhören und all' Eure Habe beim Trödler ist?"

Einer oder zwei von den Männern lachten ein wenig, nicht über ihre Redeweise — diese schlichte Sprache war ihre eigene — sondern weil sie die Verwirklichung des Bildes, welches sie ihnen ausmalte, für ganz unmöglich hielten. Ein solcher Zustand könnte niemals eintreten, gaben sie zur Antwort, da sie die Gewerkgenossenschaften hinter sich hätten.

„So, meint Ihr?" sagte Mrs. Gaß. „Na, wir werden ja sehen, wenn uns Gott am Leben läßt . . Ueberall im ganzen Land sind Strikes ausgebrochen. Ihr wißt das, lieben Leute."

Gewiß, die Leute wußten es, und ohne das fast allgemeine Beispiel der Andern würden sie selbst nicht den Strike gemacht haben.

„Sehr gut," sagte Mrs. Gaß. „Nun hört mal zu. Ihr könnt ebenso gut Eure Nase entlang sehen, wie ich, habt Eure fünf Sinne so gut wie ich. Wenn das ganze Land, oder beinahe das ganze, die Arbeit einstellte, wo sollten dann die Beiträge für die Gewerkgenossenschaften herkommen? Sagt Euch nicht der gesunde Menschenverstand, daß Niemand da sein kann, sie zu zahlen? Wer wird Euch dann unterhalten?"

Das war es aber gerade, was die Leute wollten — daß überall die Arbeit eingestellt werden sollte; denn die Principale müßten dann nachgeben, war die Meinung. Und dabei blieben die Leute und sahen ihr dreist in's Gesicht.

Mrs. Gaß schüttelte den Kopf; die Feder wogte. Sie dachte, Richard North müßte Recht haben, daß die Leute, von ihrem Vorurtheil verblendet, wirklich nicht zu sehen vermochten, was die Zukunft brütete.

„All mein Reden scheint umsonst zu sein," begann sie wieder. „Ich hab's oft schon gesagt: Wenn Ihr's nicht noch bereuet, will ich nicht Mary Gaß heißen. Ich bin weit entfernt, es zu wünschen; Gott weiß es, und es soll mir um Eure Frauen und Kinder herzlich leid thun, wenn das Elend über sie kommt. Um Euch aber nicht, weil Ihr es mit Wissen und Willen heraufbeschworen."

„Madame," nahm jetzt Webb das Wort, „wir zweifeln nicht an Ihren gut gemeinten Wünschen für unser und unserer Familien Wohl. Aber wenn Sie es nicht für ungut nehmen, Sie stehen in den Schuhen eines Herrn und Arbeitgebers und sehen es natürlich mit den Augen eines solchen an. Ihre Interessen liegen nach jener Seite, unsere nach dieser und laufen einander schnurstracks zuwider."

„Gut, nun will ich auch was sagen," rief Mrs. Gaß. „Was mein Interesse anlangt, so scheert es mich nicht das Geringste, ob die Fabriken arbeiten oder ob sie für immer stillstehen. Ich habe so viel Geld, als ich im Leben brauchen werde; und wenn jeder Schilling, der in den Fabriken steckt, verloren geht, so ändert

das gar nichts weder für mich, noch für mein Haus oder meine Bequemlichkeiten — und Ihr solltet das selbst wissen. Und ich werde auch so viel zu hinterlassen haben, als ich hinterlassen möchte. Aber wenn Ihr von Interesse sprechen wollt, so will ich Euch sagen, wessen Interesse mir mehr am Herzen liegt, als das meinige — das ist Eures, und das von Mr. Richard North. Ich für mein Theil bin so ruhig über die ganze Sache, als ein Mensch nur sein kann, aber ich bin es nicht für Euch und ihn."

Sie hatte mit Ernst und Ueberzeugung gesprochen, und in der That, Mrs. Gaß war unfähig, auch nur einen Versuch zu Betrug und Sophisterei zu machen — das wußten die Leute sehr gut. Allein sie meinten, daß sie, trotz ihrer Rechtschaffenheit, auf Seiten der Gegenpartei stände, und daher hatten ihre Worte nicht mehr Gewicht bei ihnen, als der leere Wind.

„So, ich habe nichts mehr zu sagen," endete Mrs. Gaß die Unterredung. „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Euch der Verstand wiederkommen möchte; und das sage ich zu Eurem Besten."

„Wir haben ihn nicht verloren — so viel wir wissen," brummte ein Mann in unterdrücktem, beinahe grobem Tone, als ob er mit den Dingen im allgemeinen unzufrieden wäre.

„Ich höre Euch ganz gut, Jack Allen. Wenn Ihr Leute

glaubt, daß Ihr Eure Angelegenheiten am besten kennt, so mögt Ihr danach handeln," schloß Mrs. Gaß. „Ein altes Sprichwort sagt: Eigensinn muß seinen Willen haben. Eins aber möchte ich Euch doch noch im Vorbeigehen sagen, daß wenn Eure Frauen und Kinder keine Kartoffel mehr in den Mund zu stecken und keinen Lappen mehr auf dem Leib haben werden, Ihr nicht zu mir zu kommen braucht und zu winseln, daß ich Euch helfen soll. Vergeßt das nicht, lieben Leute."

Zu Hause fand Mrs. Gaß Richard North ihrer harrend. Welch sorgenvolle Zeit diese für ihn war, verrieth der nachdenkliche Ausdruck nur zu wohl, den sein Gesicht jetzt beständig trug. Es war für Mrs. Gaß, die ihr reichliches Auskommen hatte, ein Leichtes, die gegenwärtigen Uebel mit Seelenruhe hinzunehmen; Richard aber war weniger philosophisch und hatte Ursache es nicht zu sein. Sein persönlicher Ruin und selbst das schließliche Eingehen der Fabriken würde ihn nicht so sehr bekümmert haben — er wäre drüber hinweg gekommen. Er hatte seinen Beruf, seine männliche Kraft und Energie; seine Fähigkeiten und sein Charakter standen auf gleicher Höhe; er durfte nicht fürchten, daß es ihm nicht gelingen würde, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, wenn auch nicht als selbstständiger Mann, sondern in dem Dienste einer glücklichern Firma. Allein er hatte seinen Vater; kam es zu

einem definitiven Schluß der Fabriken, so konnte das Einkommen, welches Mr. North aus denselben bezogen, nicht mehr gezahlt werden. Alle Hülfsquellen, deren er sich bisher erfreut, ob sie aus dem Geschäft oder aus Richards Generosität geflossen, mußten versiegen wie der Gebirgsbach, wenn der Schnee geschmolzen.

„Wie, Sie sind's, Mr. Richard?" rief Mrs. Gaß, als sie in die Thüre des Speisezimmers trat und ihn am Fenster stehen sah. „Ich wäre nicht so lange fortgeblieben, hätte ich gewußt, daß Sie hier wären, aber ich mußte einigen von den Arbeitern mein Herz ein bischen ausschütten," setzte sie hinzu, indem sie sich neben den Blumentöpfen niederließ und die Bänder ihres Hutes aufknüpfte. „Jetzt ist es so weit, daß die Frauen ihre besten Kleider versetzen müssen."

„Wirklich?" gab Richard zerstreut zurück, als ob er mit seinen Gedanken weit weg wäre. „Es mußte natürlich dahin kommen, früher oder später."

„Und früher oder später müßte es zum Versetzen ihrer Haut kommen — wenn sie sie ausziehen könnten," erklärte Mrs. Gaß. „Wenn der Zustand noch lange anhält, werden sie bald nichts anderes mehr zu versetzen haben."

Richard kehrte sich rasch um, nahm einen Stuhl und setzte sich Mrs. Gaß gegenüber. Er war gekommen, um ihr einen

Vorschlag zu machen, einen den er selbst eigentlich nicht von Herzen billigte, und das mochte auch der Grund sein, warum sein ganzes Wesen heut weniger Entschiedenheit zeigte als sonst. Richard hatte von Mrs. Gaß beim Tode ihres Mannes unbeschränkte Vollmacht in allem, was das Geschäft betraf, erhalten, gerade wie er sie bei Lebzeiten Mr. Gaß' ausgeübt; er selbst aber hatte von jeher darauf bestanden, beide bei wichtigen Dingen zu Rathe zu ziehen: Mr. Gaß, als er noch lebte, und seitdem seine Frau.

„Es ist eine Frage, welche ich mir nur zu häufig für meine Ruhe vorgelegt habe — wie lange dieser Zustand währen und wie er enden wird," sagte Richard, ihre letzten Worte beantwortend, mit leiser, von beinahe schmerzlichem Ernst bewegter Stimme. „Je länger es so fortgeht, je schlimmer wird es, für die Leute sowohl wie für uns."

„Das ist es ja, was ich ihnen sagte," stimmte Mrs. Gaß bei, ihren Hut zurückschiebend und sich mit dem Taschentuch Luft zufächelnd. „Aber ich könnte ebenso gut zu dem Tische da reden."

„Ja, reden nützt nichts. Ich habe es auch gethan uud gefunden, daß es nur verlorne Worte sind. Wenn sie meinen Beweisen auch ihr Ohr leihen und geneigt sind, sich durch dieselben leiten zu lassen, so zerstört doch der Einfluß der Gewerksvereine alles wieder. Ich denke, wir müssen etwas anderes versuchen."

„Und was ist das, Mr. Richard?"

„Etwas nachgeben."

„Nachgeben!" wiederholte Mrs. Gaß, indem sie vor Ueberraschung mit ihrem Stuhl mehrere Zoll weit zurückfuhr. „Was! ihnen den Willen thun!"

„Gewiß nicht. Das können wir eben nicht. Ich sprach nur von etwas nachgeben."

„Mr. Richard, das thät ich nie und nimmer."

„Was ich vorschlagen wollte, ist, die Mehrforderung, auf welcher sie bestehen, zu theilen, das heißt, ihnen die Hälfte zu bieten. Wenn sie unter diesen Bedingungen, nach einem solchen Zugeständniß nicht die Arbeit wieder aufnehmen, so habe ich keine Hoffnung für sie."

„Und meine Meinung ist, daß sie es nicht werden, Mr. Richard. Es ist das Volk von den Gewerkvereinen, welches sie in ihrem Eigensinn unterstützt. Sie wollen, daß die Leute, diese verführten Unionisten, dabei beharren, alles bewilligt zu kriegen oder nichts. Was kümmert's die Führer der Genossenschaften, ob die Leute dabei verhungern! Es berührt weder ihren Schlaf noch ihren Appetit. So lange ihr eigenes Nest warm ausgefüttert ist, mag der Arbeiter auf der kahlen Diele sitzen. Bilden Sie sich nicht ein, daß diese Tyrannen es dulden werden, daß unsere Leute

halbwegs klein beigeben. Nur wenn sie die Agitation aufrecht erhalten, können die Agitatoren leben."

„Ich möchte dennoch den Versuch machen und ich bin gekommen, Sie um Ihre Einwilligung zu bitten."

„Und was mit der Verkürzung der Arbeitszeit, die sie verlangen?" fragte Mrs. Gaß.

„Darin werde ich nicht nachgeben. Es ist nicht ausführbar. Sie müssen auf die frühere Zeit eingehen; was aber die verlangte Lohnerhöhung betrifft, so werde ich ihnen die Hälfte bieten. Wollen Sie dazu Ihre Zustimmung geben?

„Ich thue es nur sehr ungern", war Mrs. Gaß' Antwort.

„Ich sehe keinen andern Ausweg", sagte Richard. „Und wenn es auch nur wäre, um mein Gewissen zu beruhigen, wünschte ich ihn einzuschlagen. Kommt es zu einem vollständigen Ruin — und das scheint mir zu gewiß, denn wir können uns nicht gegen das verschließen, was im ganzen Lande beinahe unter allen Fabrikarbeitern vor sich geht — und die Frauen und Kinder liegen hungernd und nackt vor unsern Augen, so habe ich wenigstens den Trost, zu wissen, daß es der Männer eigene Schuld und nicht die meinige ist. Vielleicht gehen sie auf das Anerbieten ein; ich hoffe es, obgleich es uns nur einen sehr kleinen Gewinn lassen wird. Wenn wir nur die beiden Enden des Jahres zu-

sammenbringen, gerade um uns in diesen unsichern Zeiten über Wasser zu halten, müssen wir zufrieden sein. Ich bin überzeugt, Mrs. Gaß, daß ich recht thue, dieses Anerbieten zu machen."

„Mr. Richard, Sie wissen, daß ich mich immer auf Ihr Urtheil verlassen habe, und ich werde mich darauf verlassen bis zuletzt. Wenn Sie irgend was für recht halten, werde ich niemals dagegen sein. Machen Sie das Anerbieten, wenn Sie es für gut halten, aber ich weiß, daß Sie den Leuten nur ein Schlupfloch öffnen. Gieb ihnen einen Finger und sie wollen die ganze Hand."

„Wenn sie zurückkommen, ist dadurch viel erreicht", unterstützte Richard seine Ansicht. „Der Anblick der stillstehenden Fabriken, das Bewußtsein, daß alles, was damit zusammenhängt, stillsteht, paralysirt mich vollständig."

„Na, nehmen Sie es sich um Gottes willen nur nicht zu Herzen, jetzt von Anfang schon", rieth ihm Mrs. Gaß, mütterlich besorgt, „bis jetzt ist noch kein großer Schaden geschehen."

Richard beugte sich zu ihr, schmerzlichen Ernst in seinen Zügen. „Es ist der Vater, an den ich denke", sagte er. „Was soll aus ihm werden, wenn alle unsere Mittel versiegt sind?"

„Ich will schon für ihn sorgen, bis bessere Zeiten kommen", sagte Mrs. Gaß mit Herzlichkeit. „Und für Sie auch, Mr. Richard, wenn Sie nicht zu stolz sind und es von mir annehmen wollen.

Richard lachte; es war ein kurzes, herzliches Lachen, denn er war ebenso dankbar für ihre Güte, als innerlich amüsirt. „Ich hoffe, es werden bessere Zeiten kommen", sagte er, sich zum Gehen anschickend, „wenigstens so gute, daß das Geschäft seinen gewohnten Gang gehen kann. Wenn die Leute dieses Anerbieten ablehnen, sind sie wahrlich aus undankbarerem Stoff gemacht, als ich es ihnen zugetraut hätte."

„Sie werden es ablehnen", sagte Mrs. Gaß mit Nachdruck. „Das ist meine Meinung. Nicht sie, Mr. Richard, sondern die Genossenschaft für sie. Einmal unter dem Daumen dieser despotischen Gesellschaft, und der Arbeiter darf nicht wagen, zu sagen, daß seine Seele ihm gehört."

Und Mrs. Gaß' Meinung stellte sich als die richtige heraus. Richard North berief seine Leute und legte ihnen die Concession vor, welche er zu machen bereit war, indem er sie drängte, dieselbe in ihrem beiderseitigen Interesse anzunehmen. Die Männer verlangten einen Tag Bedenkzeit und antworteten dann mit Verwerfung des Anerbietens. Wofern ihre Forderungen nicht vollständig erfüllt würden, lehnten sie es entschieden ab, zur Arbeit zurückzukehren.

„Es wird auf die Dauer schlimmer für sie als für mich werden", sagte Richard North, und mancher Einsichtsvolle meinte, daß er in prophetischem Geiste sprach.

Sechstes Capitel.

Morgenbesuche.

In dem Speisezimmer bei Mrs. Cumberland, durch dessen weit geöffnete Glasthüre der Blumenduft aus dem Garten hereinströmte, stand Ellen Adair. Es war in den Morgenstunden der Lieblingsaufenthalt der Damen des Hauses. Mrs. Cumberland, die sich heute zeitig erhoben hatte, denn es war erst eilf Uhr, war in den Garten gegangen und in dessen entfernten Partieen verschwunden.

Ellen Adair, in luftigen rosa Mousselin, der fast so dünn wie Gaze war, gekleidet, stand in Träumerei versunken da; doch mußte es eine angenehme sein, nach dem zarten Roth auf ihren Wangen und dem süßen Lächeln zu urtheilen, welches ihre Lippen umspielte. Sie drehte den einfachen Goldreifen an ihrem Finger unaufhörlich an demselben herum, ohne Zweifel der Stunde gedenkend, in der er ihr angesteckt, und der Worte, die dabei gesprochen worden waren. Betty Rane hatte sich ent-

schieden geweigert, den Ring zurückzugeben, mit welchem sie getraut worden, und Ellen den andern behalten.

Der vertrauliche Umgang mit Arthur Bohun und dessen stummes Liebeswerben hatte mittlerweile seinen Fortgang gehabt. Eben jetzt lauschte sie wieder mit angehaltenem Athem und pochendem Herzen, ob sich nicht vielleicht sein Tritt hören ließe. Kein Tag verging, ohne daß er unter diesem oder jenem Vorwand Morgens, Nachmittags oder Abends bei Mrs. Cumberland vorsprach, und es war sehr wahrscheinlich, daß er heute Morgen erscheinen würde. Zu Ende des verflossenen Sommers hatte Mrs. Cumberland der Luftveränderung wegen sich nach der Insel Wight begeben und Ellen und ihre Zofe Jelly mit sich genommen. In der Nähe von Niton war ein stilles Landhäuschen gemiethet und bezogen worden und sonderbarerweise hatte sich Capitän Bohun erinnert, daß er in Niton einen Freund besäße — einen alten invaliden Kameraden, welcher dort in größter Eingeschränktheit lebte. Und während der ganzen Zeit von Mrs. Cumberland's Aufenthalt in jener Gegend — fünf volle Monate hindurch, denn sie war Anfang September von Hause fortgegangen und vor Ende Februar nicht wiedergekommen — hatte Arthur Bohun diesen alten Freund immerfort besucht. Bald auf ein oder zwei Tage, bald auf ein bis zwei Wochen, ein Mal auf drei hintereinander.

Und Mrs. Cumberland schöpfte noch immer keinen Argwohn. Es war, als ob sie mit Blindheit geschlagen wäre, und vielleicht war sie es wirklich, denn es ist Alles Schicksal im Menschenleben, und muß sich so oder so erfüllen. Es ist freilich wahr, daß sie nicht die Hälfte von der Vertraulichkeit der jungen Leute sah oder ahnte. Alle Bewegung, die sie sich machte, bestand in einem täglichen Spaziergange am Strande. Die ganze übrige Zeit strich Ellen in voller Freiheit umher, zuweilen von Jelly begleitet, aber auch allein, wenn diese nicht abkommen konnte. Capitän Bohun nahm sie in seinen Schutz und behütete sie mit aufrichtiger Besorgniß, als wenn sie seine Schwester gewesen wäre, und dies war es einzig, was Mrs. Cumberland ein wenig überraschte.

„Wir müssen Capitän Bohun dankbar sein, Ellen", sagte sie eines Tages. „Nicht jeder junge Mann wird uns seine Zeit so opfern. Ihr Vater und seiner, sowie mein zweiter Mann, waren eine kurze Zeit in Indien sehr befreundet mit einander, und das wird es wohl sein, was ihn zu all den Aufmerksamkeiten veranlaßt. Sehr hübsch von ihm."

Ellen erröthete lebhaft. Wie groß auch ihre Wahrheitsliebe sein mochte und wie sich ihre Natur gegen jeden Betrug sträubte, so wagte sie doch nicht zu sagen, daß es vielleicht nicht dieser

Grund war, welcher Capitän Bohun's Aufmerksamkeiten bewirkte. Wie konnte sie auf Capitän Bohun's Liebe anspielen, wie überzeugt sie auch in ihrem Herzen davon war, so lange er keine Silbe zu ihr gesprochen? Es war unmöglich. So ging Alles seinen gewohnten Gang weiter: sie wanderten zusammen am Meeresstrande und lebten in einem Paradiesestraum. Als sie im Februar nach Hause zurückkehrten, fand nur eine Veränderung der Scenerie, nicht der Kameradschaft statt. Der Frühling kam in diesem Jahre zeitig, ein wonniger Frühling, und sie waren so manche Stunde in dem verführerischen Garten Mrs. Cumberland's mit seinen Miniaturfelsen und seinen reichen sammtartigen Rasenplätzen beisammen, während die Vögel sangen und ihre Herzen lauter pochten. Aber Mrs. Cumberland's Augen sollten nicht immer verschlossen bleiben.

Es war kaum zu erwarten, daß ein so reizendes Mädchen wie Ellen Adair lange ohne einen Bewerber bleiben würde, besonders da sich das Gerücht verbreitete, daß sie Vermögen besäße, obgleich Niemand hätte sagen können, wie das Gerücht entstanden, und worauf es sich gründete. Seit einiger Zeit machte ein junger Mann aus der Nachbarschaft, der sich in glänzenden Verhältnissen befand, ein Mr. Graves, der Sohn eines Abgeordneten der Grafschaft, auffallend häufige Besuche bei Mrs. Cumber-

land. Daß dieselben Ellen galten, und daß höchst wahrscheinlich ein Heirathsantrag erfolgen würde, entging Mrs. Cumberland nicht. Sie schrieb an Mr. Adair in Australien und theilte ihm mit, daß sie glaube, Ellen würde nächstens einen in jeder Beziehung annehmbaren Heirathsantrag erhalten. Der junge Mann wäre von ausgezeichnetem Charakter, guter Familie und bedeutendem Vermögen, und sie fragte an, ob sie, wenn die Erklärung erfolgte, das Jawort für Ellen geben sollte. Durch eine seltsame Vergeßlichkeit, deren sich Mrs. Cumberland vielleicht niemals bewußt wurde, unterließ sie es, den Namen Mr. Graves zu erwähnen. Indessen kam der Antrag früher, als sie gedacht. Gleich nachdem sie ihren Brief abgeschickt, über den sie charakteristischer Weise zu Niemanden ein Wort sagte, erklärte sich Mr. Graves und erhielt von Ellen einen Korb. Das war es, was Mrs. Cumberland die Augen öffnete über die Natur der Freundschaft zwischen Ellen und Capitain Bohun. Sie schrieb darauf einen zweiten Brief an Mr. Adair, worin sie sagte, daß Ellen Mr. Graves zurückgewiesen habe, und zwar, wie sie allen Grund hätte zu glauben, wegen einer Neigung zu Arthur Bohun, dem Sohne des Majors Bohun, den Mr. Adair früher sehr genau gekannt hatte. Daß Arthur Bohun eine Verbindung mit Ellen wünschte, darüber konnte, nachdem was Mrs. Cumberland beobachtet zu haben glaubte, kein Zweifel ob-

walten. Sollte sie ihn annehmen? Vom materiellen Gesichtspunkt aus betrachtet, wäre Capitain Bohun allerdings weniger wünschenswerth als Mr. Graves, setzte sie hinzu — es wäre denn, daß er die Baronie seines Oheims erbte, was nicht ganz unmöglich wäre, da der gegenwärtige Erbe kränkelte — indessen hätte er genug, um wie ein Gentleman zu leben; und zudem genösse er einer allgemeinen Liebe und Achtung. Dieser Brief wurde ebenfalls unmittelbar nach dem ersten abgeschickt. Nachdem sie so ihre Pflicht erfüllt hatte, legte sie die Hände, in Erwartung der Antwort Mr. Adair's ruhig in den Schooß, und gab die fernere Vertraulichkeit der Beiden schweigend zu, insofern als sie den Besuchen Arthur Bohun's kein Hinderniß in den Weg legte. Keines von ihnen hatte eine Ahnung von dem, was sie gethan.

Und mit der milden Jahreszeit hatte sich noch ein anderer Bewerber um Ellen's Hand eingestellt. Wenigstens gab dieser Andere durch Zeichen zu verstehen, daß er einer werden möchte. Es war Mr. Seeley, der Arzt, welcher die Stelle Alexander's eingenommen. Bald nach Mrs. Cumberland's Heimkehr aus Niton im vergangenen Februar, war sie gefährlich erkrankt, und Mr. Seeley und ihr Sohn waren beide herbeigerufen worden. Der erstere hatte seitdem freundschaftliche Beziehungen zu dem Hause unter-

halten und allmälig immer deutlicher verrathen, wie sehr er Miß Adair bewunderte.

So standen die Sachen an jenem Sommermorgen, als Ellen in der Glasthür stehend, ihren Goldreif am Finger hin und herschob. Plötzlich erwachte sie aus ihrer Träumerei, öffnete eine kleine Briefmappe und begann in ihrem Tagebuch zu schreiben.

„Dienstag. Mrs. Cumberland spricht davon, wieder zu verreisen. Es kommt mir vor, als würde sie immer magerer und schwächer, Arthur ist derselben Ansicht. Er —“

Es klopfte an der Hausthür und Mr. Seeley wurde angemeldet. Er machte Mrs. Cumberland wenigstens jeden andern Tag einen Besuch, nicht als Arzt, sagte er zu ihr, sondern als Freund, der um ihr Wohlbefinden besorgt wäre.

Miß Adair reichte ihm die Hand mit derselben Gleichgültigkeit, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach. Er sah es jedoch nicht und seine Hand ließ nur zögernd die ihrige los.

„Mrs. Cumberland ist im Garten; wenn Sie ihr vielleicht nachgehen wollen, Mr. Seeley,“ sagte Ellen sich stellend, als ob sie mit ihrer Schreibmappe zu sehr beschäftigt wäre. „Ich glaube, daß sie Sie sehen möchte; sie ist durchaus nicht wohl. Sie werden sie in der Grotte, oder irgendwo in der Nähe derselben finden.“

Es klang fast wie ein Befehl, aber Mr. Seeley antwortete,

daß er durchaus keine Eile hätte und nach Mrs. Cumberland gelegentlich sehen würde. Er war ein brünetter Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren mit einem gewöhnlichen, gutmüthigen Gesicht, offen von Charakter und Manieren und nur schüchtern in Ellen's Gegenwart. Er trat einige Schritte näher zu ihr heran und fing mit leiser Stimme an zu sprechen, während er einen seiner Handschuhe verwirrt hin und herzerrte.

„Ich habe mich lange nach einer Gelegenheit gesehnt, um mit Ihnen zu sprechen, Miß Adair,“ sagte er. „Es betrifft eine Frage, welche ich — welche ich — an Sie richten möchte; eine die mir sehr am Herzen liegt.“

Was sie lange gefürchtet, sollte jetzt kommen. Trotz Ellen's studirter Kälte gegen ihn, durch welche sie ihm einen Wink zu geben gemeint, daß er nicht sprechen dürfte, sah sie, daß er dennoch im Begriff war, es zu thun. In der Pause, welche nach seinen ersten Worten eintrat, als ob er auf ihre Erlaubniß wartete, fortzufahren, fühlte sie sich entsetzlich unbehaglich. Sie war edelmüthig und gefühlvoll von Natur, und die Nothwendigkeit, Mr. Seeley oder irgend Jemand abweisen zu müssen, beschämte sie so, als ob sie ein Verbrechen begangen. Und sie hätte den Mann sonst achten können.

So standen sie: Mr. Seeley verlegen und aufgeregt an

seinem Handschuh zupfend, wie kein Mann in normalem Zustand zu thun pflegt; Ellen bald roth, bald blaß werdend und abwechselnd von Hitze und Kälte durchströmt, als Arthur Bohun in's Zimmer trat. Mr. Seeley, der sich für diesmal unterbrochen sah, murmelte einen guten Morgen und eilte davon in den Garten.

„Was hat Ihnen Seeley gesagt, Ellen?"

„Nichts", antwortete sie mit unsicherer Stimme.

„Nichts?"

Ellen sah zu ihm auf. Sein Gesicht hatte den hochmüthigen Bohun'schen Ausdruck, und der Spott, der seinen Mund verzog, hätte für zehn Mitglieder der stolzen Familie ausgereicht. Ellen antwortete nichts.

„Wenn er „nichts" sagte, warum sahen Sie denn so aus, als ob es der Fall war? — das Gesicht wie mit Blut übergossen und die Augen gesenkt?"

„Es war wirklich so gut wie nichts, was er sagte, Arthur. Was er vielleicht noch gesagt hätte, das — das weiß ich nicht. Er war nur eben erst gekommen."

„Wie es Ihnen beliebt," bemerkte Arthur kühl, indem er seinerseits in den Garten ging. „Wenn Sie mich nicht Ihres Vertrauens für werth halten, habe ich nichts mehr zu sagen."

Das Bohun'sche Blut sprudelte stolz empor; nicht weil er

an Ellen zweifelte, oder mit ihr grollte — oder wenn er es that, doch nur in der Leidenschaft des Augenblicks — sondern weil es ihn mit Unwillen erfüllte, daß Seeley, ein gewöhnlicher Dorfmedikus, es gewagt hatte, seine profanen Augen zu Ellen Adair zu erheben. Capitain Bohun hatte des Mannes Neigung und die Hoffnungen, welche er hegte, seit kurzem geargwohnt — in solchen Dingen giebt es einen Instinkt — und sich dadurch im höchsten Grade beleidigt gefühlt. Auch die Kühnheit von Tom Graves hatte ihn mit Entrüstung erfüllt, allein er war doch wenigstens ein Gentleman, der eine Stellung in der Welt einnahm.

Ellen setzte sich nach dieser unerwarteten Störung wieder ruhig an ihre Schreiberei, alles was sie that war ruhig, und das Tagebuch wurde um einige Sätze reicher.

„Dieser thörichte William Seeley! Und nachdem ich es ihm so deutlich gezeigt, als ich konnte, daß es vergebens wäre — daß ich es wie eine Beleidigung von seiner Seite betrachten würde, wenn er versuchte zu sprechen. Ich weiß nicht, ob es gut oder schlecht war, daß Arthur grade in demselben Augenblick kommen mußte. Es war gut, weil Seeley nicht weiter reden konnte, schlecht weil Arthur es gemerkt hat und böse ist. Er wird aber wieder gut werden, denn er weiß am besten wie es steht. Sie kommen."

Wieder schloß Ellen ihr Tagebuch. Das „sie kommen" bezog

sich auf den Doktor und Mrs. Cumberland, welche, langsam sich der Glasthüre nähernd, ruhig über das Unwohlsein der letztern sprachen, und schließlich hereintraten. Mrs. Cumberland setzte sich mit ihrer Zeitung nieder und Mr. Seeley war im Begriff sich zu empfehlen, um andere Patienten zu besuchen, als Arthur Bohun ebenfalls zurückkehrte. Gleich danach trat auch Richard North herein. Es schien, daß es heute einen an Besuchen reichen Tag für Mrs. Cumberland geben sollte.

Daß Richard die gezwungene Muße, in der er jetzt letzte, zuweilen lästig wurde, war nur zu natürlich; er, der früher so thätige Mann, der oft gewünscht hatte, die Stunden des Tages verdoppeln zu können, um alle seine Obliegenheiten zu erfüllen, er konnte jetzt seinen Bekannten Morgenvisiten machen, und so war er denn heut zu Mrs. Cumberland herüber geschlendert.

Sie setzten sich; Arthur auf den von Ellen entferntesten Stuhl, welchen er finden konnte. Sie hatte eine kleine Arbeit aufgenommen und ihre schlanken Finger ließen die Fäden derselben geschickt durcheinander spielen. Richard saß neben Ellen, Mrs. Cumberland gegenüber. Er mußte unwillkürlich denken, wie hübsch Ellen wäre, ein Umstand, der ihm niemals so wie heute aufgefallen.

„Wie steht es mit dem Strike, Richard?“ fragte Mrs. Cumberland, ihre Zeitung niederlegend. Es war jetzt das einzige Thema

von Interesse in Dallory. Seit der Zeit wo North und Gaß die Fabriken errichtet, war alles stets seinen gleichmäßigen Gang gegangen, Frieden und Wohlstand hatten auf allen Seiten geherrscht; kein Wunder also, daß diese ungewöhnlichen Vorgänge fast wie eine Revolution betrachtet wurden.

„Nun er steht noch immer auf der Tagesordnung," gab Richard zur Antwort: „Wie es mit den Leuten steht, daran mag ich gar nicht denken. Jedenfalls nicht wie es sollte."

„Ihre Proposition, ihnen halbwegs entgegen zu kommen, ist verworfen worden, höre ich."

„So ist's."

„Auf was mögen sie sich nur Hoffnung machen?"

„Daß ihnen Geld vom Himmel fällt, denke ich," erwiderte Richard. „Die Arbeit abzuschwören und nicht zu erwarten, daß ihnen ein Vermögen in den Schooß fällt, wäre ein zu großer Widerspruch. Jedenfalls eine trügerische Aussicht."

„Aber nach den Zeitungen ist die Hälfte aller arbeitenden Klassen des ganzen Landes in Strikes begriffen. Glauben Sie daran, Richard?"

„Ein großer Theil wenigstens, und täglich finden neue Arbeitseinstellungen statt."

„Und was wird aus allen diesen Menschen?"

„Ich kann es nicht sagen. So ernst die Frage ist, so scheint sie sich doch weder den Leuten, noch ihren Führern aufzudrängen."

„Die Zeitungen sagen — und ich lese bei meinem einsamen Leben viele und finde meine hauptsächlichste Erholung darin — sie sagen, daß die Arbeit außer Landes geht," verfolgte Mrs. Cumberland den Gegenstand.

„Und so ist es und kann nicht anders sein. Ich will Ihnen ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung geben. Vor einigen Tagen gingen Bestellungen bei mir ein, deren Ausführung ich nicht übernehmen konnte, buchstäblich nicht konnte, Mrs. Cumberland. Meine Arbeiter feiern und werden voraussichtlich damit fortfahren; ich hatte keine Mittel, die Bestellungen auszuführen und mußte sie daher zurückweisen. Wie ich jetzt höre, hat eine Firma in Belgien den Contrakt übernommen. Sie hat es unter billigeren Bedingungen gethan, als ich es wahrscheinlich in unsern besten Zeiten hätte können, denn die Arbeit ist dort billiger. Es ist wahr. Die Arbeit also, welche die Umstände mich zwangen aus der Hand zu geben, ist dorthin gegangen, um ausgeführt zu werden, während ich und meine Leute des Müßiggangs pflegen."

„Aber wie wird das enden?" fragte Mrs. Cumberland.

„Enden? Wenn Sie vom Lande sprechen, das kann keiner von uns beiden voraussehen."

„Ich sprach von den Leuten, nicht von den Ihrigen allein, Mr. Richard, sondern von allen, die wir unter dem Namen englische Arbeiter begreifen: die zahlreichen Verbindungen Gewerbtreibender, die über das ganze Königreich vertheilt sind. Was soll aus diesen Leuten werden, wenn die Arbeit fehlt?“

„Sie haben nach meiner Ansicht nur unter dreierlei zu wählen“, sagte Richard, seine Hand in der Erregung, in der er sprach, emporhebend, denn er hielt den Gegenstand für ernster und wichtiger als irgend einen, der die Gesellschaft seit hunderten von Jahren bewegt hatte. „Sie müssen entweder auswandern, vorausgesetzt, daß die Mittel dazu gefunden werden können, oder sie müssen der öffentlichen Mildthätigkeit zur Last fallen, oder auf den Straßen verhungern. So wahr ich lebe, ich sehe kein besseres Loos für sie.“

„Und was wird aus dem Lande, wenn es dahin kommt? — wenn die Arbeit und die Arbeiter dasselbe verlassen?“

Richard zuckte mit den Achseln. Das war eine allzu schwierige Frage für ihn, die er selbst gern von irgend einem Andern beantworten gehört hätte.

„Das ist ja eine sehr lebhafte Unterhaltung!“ fiel Capitän Bohun in halb ironischem, halb scherzenden Tone ein, indem er sich erhob. Es war das erste Wort, welches er sprach. „Ich

denke, ich muß gehen", setzte er hinzu, sich Mrs. Cumberland nähernd.

Richard ergriff die Gelegenheit ebenfalls aufzubrechen. Wie sie Abschied nehmend zusammenstanden, zeigte sich Betty Rane einen Augenblick an ihrer eigenen Glasthüre und Mrs. Cumberland nickte ihr zu.

„Da ist Betty", rief Richard. „Ich will noch zu ihr hinüber, um ein paar Worte mit ihr zu sprechen. Wollen Sie mir gestatten, Mrs. Cumberland, Ihr Haus auf diesem Wege zu verlassen?"

Mrs. Cumberland trat selbst hinaus, und Richard stieg über das niedrige Gitter, welches die beiden Gärten von einander trennte. Arthur Bohun ging zur Thüre, ohne ein einziges Wort des Abschieds zu Ellen gesagt zu haben. Er blieb jedoch an derselben stehen, lächelte und kam zurück, als Mrs. Cumberland wieder hereintrat.

„Kommen Sie nicht mit heraus, um mir Adieu zu sagen, Ellen?"

Die Worte waren so leise gesprochen worden, daß sie dieselben mehr an der Bewegung seiner Lippen errieth als verstand; vielleicht auch kam ihr der Instinkt zu Hülfe. Sie ging mit ihm zusammen hinaus, und beide erreichten schweigend die Hausthüre.

In seiner primitiven Lebensweise ließ Dallory Ham seine Hausthüren in völliger Sicherheit Tag über offenstehen, um der sommerlichen Luft den Eingang nicht zu wehren. Draußen zwischen dem Hause und dem Gitter befand sich ein kleines Blumenbeet. An der Thüre angelangt, konnte Capitän Bohun nichts Besseres zur Anknüpfung eines Gesprächs finden als das feuerrothe Beet, vor dem sie standen.

„Ich denke, diese Lilien sind schöner als die Mr. North's."

„Mrs. Cumberland giebt sich sehr viele Mühe mit ihren Blumen", war Ellen's Antwort. „Und sie liebt besonders die Lilien."

Sie schritten hinaus und beugten sich über die besprochenen Blumen. Ellen pflückte eine derselben. Er nahm sie ihr ruhig aus der Hand.

„Vergieb mir, Ellen", murmelte er. „Ich bin nicht immer ein solcher Bär. Leb wohl!"

Wie sie so standen, ihre Hand zum Abschied in der seinigen, ihr erröthendes Gesicht zu Boden gesenkt und in mädchenhafter Bescheidenheit vor dem Blick der Liebe erbebend, der auf ihr ruhte, rollte die offene Equipage Mrs. North's vorüber. Der Kopf von Madame fuhr so weit aus derselben und gegen das

Paar hinaus, als es das Gleichgewicht gestattete; ihre Augen funkelten, ein starrer Schrecken stand in ihrem Gesicht geschrieben.

„Schmachvoll! entehrend!“ zischte Madame, und Miß Mathilde North an ihrer Seite richtete sich auf, um zu sehen, was es denn Schmachvolles gäbe.

Arthur Bohun hatte die Worte und ihre Bedeutung verstanden — nicht so Ellen — und er biß sich auf die Lippen in einem Tumult von Gefühlen. Aber alles, was er that, war, daß er ruhig seinen Hut zog, zuerst gegen seine Mutter, dann gegen Ellen gewendet, und von dannen ging. Madame warf sich in ihren Sitz zurück und der Wagen verfolgte seinen Weg die Dorfstraße hinauf.

Siebentes Capitel.
Drei Briefe für Doctor Rane.

„Du hältst ja vornehm späte Eßstunden, Betty."

Mit diesen Worten begrüßte Richard seine Schwester, als er hereintrat und den Tisch zum Frühstück decken sah.

Mrs. Rane lachte. Sie war sehr eifrig damit beschäftigt, an eine weiße Weste ihres Mannes Knöpfe anzunähen.

„Oliver wurde um sieben Uhr Morgens zu Jemand gerufen und ist noch nicht wieder zurück", erklärte sie.

„Und Du wartest mit dem Frühstück auf ihn! Du mußt ja Hungers sterben."

„O, ich habe Kaffee und ein Butterbrod gehabt, als Molly ihr Frühstück hatte. Wie geht's Papa, Richard?"

„Nichts weniger als gut. Entsetzlich gequält von allerhand Dingen."

„Madame und Mathilde sind wieder zurück, höre ich"' fuhr Betty fort.

„Seit drei Tagen. Sie haben Miß Field mitgebracht.“

„Und Madame wahrscheinlich ihre gewöhnliche üble Laune“, fiel Betty ein. „Kein Wunder, daß Papa elend ist.“

„Leider, und das wird niemals mehr anders. Allein er grämt sich auch sehr über den Stillstand der Fabriken. Ich bitte ihn stets, die ganze Sorge mir zu überlassen, doch das nützt nichts.“

„Wann wird der Strike ein Ende haben, Richard?“

Richard schüttelte den Kopf. Es war ein unfruchtbares Thema, welches er nicht mit Betty zu erneuern wünschte. Sie hatte genug eigene Sorgen, wie er argwöhnte, auch ohne daß er noch die seinigen hinzufügte. Drei Briefe lagen auf dem Tische, gerade vor Richard, und alle drei waren an Dr. Rane adressirt. Er griff mechanisch danach und fing, an andere Dinge denkend, damit zu spielen an.

„Ich kenne die Handschrift von zweien der Briefe!“ bemerkte Betty, wahrscheinlich in der Meinung, daß er in Bezug auf dieselben Neugierde empfand, „die des dritten nicht.“

„Der eine ist aus Amerika,“ sagte Richard, erst jetzt die Briefe näher ansehend.

„Ja, von Dr. Jones. Er will, daß Oliver hinüber kommt.“

„Zu welchem Zweck?“ fragte Richard.

Betty sah ihn an. Sie vermochte nicht einzusehen, warum

ihr Bruder es nicht wissen sollte. Dr. Rane wünschte zwar, es vor den Leuten geheim zu halten, aber das, meinte sie, könne sich nicht auch auf ihren guten Bruder Richard beziehen, dem man unbedingt vertrauen durfte. Sie öffnete ihm also ihr Herz und sagte ihm alles; nicht daß schon alles eine beschlossene Sache war, denn noch besaßen sie nicht die Mittel, um ihre Pläne auszuführen, wohl aber, was sie wünschten und eines Tages zu erreichen hofften.

Richard hörte schweigend und in äußerster Ueberraschung zu.

Sie wollten Dallory verlassen. Dr. Rane sei der Ort verhaßt geworden, und das sei kein Wunder, setzte Betty in einer Parenthese hinzu, da er hier nicht vorwärts käme. Er wollte denselben verlassen, sobald sich Jemand zur Uebernahme seiner Praxis fände.

„Ich denke, dieser Brief wird es entscheiden," schloß Betty, auf einen mit dem Londoner Poststempel deutend. „Er ist von einem Mr. Lynch, der wegen seiner Gesundheit eine Landpraxis zu haben wünscht. Die dicke Luft Londons thut ihm nicht gut, hat er zu Oliver gesagt. Sie haben viel mit einander correspondirt, so daß ich seine Handschrift schon kenne. Oliver sagte, daß er seine definitive Entscheidung heute oder morgen erwarte. Er soll 200 Pfund zahlen und die Möbel für den Preis behalten, auf den sie abgeschätzt werden."

„Und dann — verstehe ich Dich recht, Betty? — dann wollt Ihr beide nach Amerika?“ fragte Richard.

„O nein,“ sagte Betty lebhaft. „Ich muß mich schlecht ausgedrückt haben. Was ich sagte war, daß Dr. Jones, der in Amerika mehr Praxis hat, als er bewältigen kann, Oliver einen Theil derselben angeboten hat, wenn er zu ihm hinüber kommen will. Oliver hat es abgelehnt; er wäre wohl gern gegangen, denn er glaubt, daß es wirklich etwas Ausgezeichnetes ist, aber Dr. Jones verlangt eine große Summe. Es kann also keine Rede davon sein.“

„Du würdest also wirklich gern auswandern, Betty?“

Sie sah mit ihren sanften, liebevollen Augen zu Richard auf, während ein leises Roth über ihre Wangen flog.

„Ich würde überall hingehen, wo er hingeht,“ antwortete sie einfach. „Es würde mir schmerzlich sein, mich von Dir und dem Vater zu trennen, Richard; besonders von Papa, weil er alt ist und weil es ihm auch schmerzlich wäre; aber Oliver ist mein Mann.“

Richard trommelte einige Minuten lang auf dem Tischtuch. Betty nähte ihren letzten Knopf an.

„Wo denkt denn Rane sein Zelt aufzuschlagen, Betty?“

„Irgendwo in London. Er sagt, es ist der einzige Ort, wo

man zu etwas kommen kann. Wenn dieser Brief die Nachricht enthält, daß Dr. Lynch die Praxis nimmt, sind wir spätestens in einem Monat weg von hier."

„Und das hast Du uns nie gesagt?"

„Wir beschlossen, nicht darüber zu sprechen, bis die Sache entschieden wäre, und dann auch nur zu Dir und Mrs. Cumberland und Papa. Oliver will nicht, daß die Leute es früher erfahren als nöthig ist."

„So glaubst Du, daß Kane auch seiner Mutter nichts gesagt hat?" fragte Richard mit einigem Befremden.

„Noch nicht," erwiderte Betty, die fertige Weste ausschüttelnd. „Es würde sie jedenfalls betrüben und vielleicht ganz unnütz; denn nimm an, wir gingen nachher gar nicht? Es hängt ja ganz von dem Verkauf der hiesigen Praxis ab."

Betty suchte nach ihrer ordentlichen Manier alle Fäden zusammen und legte die übrigen Knöpfe in ein Kästchen, als man Dr. Kane nach Hause kommen und in sein Consultationszimmer gehen hörte. Sogleich flog sie nach der Küche, um die Speisen, mit Butter bestrichene Toaste, gekochten Schinken und eine leckere Schüssel geschmorter Pilze, mit ihren eigenen, liebevollen Händen hereinzuholen, denn Molly war eben bei ihrer Arbeit. Es gab nichts, was sie so gern that, als ihren Mann zu bedienen. Ihr

Schritt war leise und elastisch, ihr Auge glänzte. Richard, der sie beobachtete, sah, wie sehr sie ihn liebte.

Dr. Rane kam herein, sich den Schweiß von der Stirn wischend; der Tag war heiß und er ermüdet, denn er kam zu Fuß von einer eine Meile vom Dorf entfernten Farm. Sein Gesicht sah merkwürdig abgespannt aus.

„Bemühe Dich nicht, Betty; ich habe schon gefrühstückt. Ah, Richard! Wie geht's?"

„Du hast schon gefrühstückt!" wiederholte Betty. „In der Farm?"

„Ja, sie gaben mir etwas zu essen."

„O, wie schade! Willst Du nicht noch einen Bissen von dem Schinken, oder etwas von den Pilzen, Oliver? Sie sind so gut. Und ich habe auf Dich gewartet."

„Es thut mir leid, daß Du gewartet. Nein, ich kann nicht zweimal frühstücken. Du mußt für mich und Dich zugleich essen, Betty."

Dr. Rane setzte sich in seinen Stuhl zu Richard an den Tisch und nahm die Briefe auf. Den von Mr. Lynch auswählend, war er im Begriffe ihn zu öffnen, als Betty, die sich an ihr Frühstück gesetzt hatte, sagte:

„Oliver, ich habe Richard davon erzählt — von unserem Vorhaben."

Dr. Rane warf einen schnellen Blick auf seinen Schwager und begegnete dem seinigen. Er fügte sich in die Situation so gut er konnte, lächelte vergnügt, und legte den Brief uneröffnet wieder hin.

„Bist Du überrascht, Richard?“ fragte er.

„Ganz außerordentlich, in der That. Hätte mir Jemand gesagt, daß ich selbst Dallory verlassen würde — und das könnte wahrlich leicht geschehen, bei der Fortdauer dieses Strikes —, würde ich nicht größere Mühe gehabt haben, es zu glauben. Denken Sie denn, daß Sie gut daran thun, fortzugehen, Rane?“

„Geht es mir denn etwa hier gut?“ war des Doctors Gegenfrage.

„Ich fürchte, nicht sehr.“

„Und durch diesen Strike wird es immer schlimmer. Die Frauen und Kinder werden krank, wie gewöhnlich, und ich werde gerufen; aber die Männer haben kein Geld, mich zu bezahlen. Ich möchte nicht, daß Betty Roth litte, dazu würde es kommen, wenn wir hier blieben.“

„Nein, nein, so weit nicht, Oliver,“ fiel sie ihm in's Wort, aber er achtete dessen nicht und fuhr fort:

„Daher will ich mein Glück anderswo versuchen, und wenn Sie sich bei demjenigen bedanken wollen, von dem der Schlag

ausgeht, so müssen Sie es bei Ihrer Stiefmutter thun, Richard. Sie ist's, die mich forttreibt."

Richard schwieg. Dr. Rane erbrach den Brief von Mr. Lynch und las ihn bis zu Ende. Dann legte er ihn hin und nahm den aus Amerika, um ihn gleichfalls zu lesen. Betty sah zu ihm hinüber und suchte in seinem Gesicht nach einer Auskunft, doch Dr. Rane's Züge spiegelten die Bewegungen seines Innern ebensowenig wieder, als ob sie von Stein gewesen wären.

„Sind es günstige Nachrichten, Oliver?" fragte sie, als er den zweiten langen Brief gelesen und ihn zusammenfaltete.

„Nicht besonders. Jones spricht weitläufig über Politik, wovon er mir gewöhnlich eine gute Dosis zum Besten giebt."

„O, ich meinte von Mr. Lynch," entgegnete Betty. „Wird er kommen?"

„Mr. Lynch lehnt ab."

„Lehnt ab, Oliver!"

„Ja, lehnt alle ferneren Verhandlungen ab, und wahrlich, man könnte es fast schurkisch nennen, mir erst so viel Schreiberei zu verursachen und sich dann in der zwölften Stunde zurückzuziehen."

„Es ist wirklich ein häßliches Benehmen," sagte Betty mit warmem Interesse. „Was für Entschuldigungen macht er?"

„Du kannst lesen, was er sagt," entgegnete Dr. Rane, ihr

den Brief hinschiebend. Betty öffnete ihn und las ihn laut, damit auch Richard den Inhalt erführe.

Mr. Lynch hatte eine ganze Seite mit Entschuldigungen angefüllt. Der langen Rede kurzer Sinn war, daß ihm unerwartet eine Praxis an der Seeküste angeboten worden war, welche er angenommen, da die Luft und die Localität seiner Gesundheit so viel besser zusagten als Dallory. Wenn er ihm bei der Unterhandlung mit Jemand anders von Nutzen sein könnte, setzte er hinzu, möchte Dr. Rane über ihn verfügen.

Der Brief war so höflich und ausführlich, als man verlangen konnte, aber immerhin ein ablehnender, und die Verhandlungen waren zu Ende. Betty Rane athmete tief auf, ob aus Erleichterung oder Enttäuschung, hätte sie selbst vielleicht nicht einmal zu sagen vermocht. Vielleicht lag ein Gemisch von beiden darin.

„Dann gehen wir also nicht fort, Oliver?"

„Nicht jetzt, wie es scheint!" war Dr. Rane's Antwort und er steckte beide Briefe zu sich.

„Vielleicht wirst Du jetzt wieder an Amerika denken, Oliver!" sagte seine Frau.

„O nein, das werde ich nicht."

„Redet Dir Dr. Jones noch zu, zu kommen?"

„Nicht eigentlich. Er hat meine Weigerung für definitiv gehalten.“

Betty aß langsam einige Pilze, Richard sagte nichts. Dieses beabsichtigte Weggehen schien ihn ganz stumm gemacht zu haben. Dr. Rane nahm den letzten Brief auf und betrachtete ihn von außen.

„Kennst Du die Handschrift, Oliver?“ fragte seine Frau.

„Ganz und gar nicht. Der Poststempel ist Whitborough.“

Er öffnete den Brief, welcher nur wenige Zeilen enthielt, und blickte mit einem Ruf der Verwunderung auf.

„Wie sonderbar! Wie außerordentlich sonderbar! Betty wir beide sind die einzigen Ueberlebenden in der Tontine.“

„Was!“ rief sie, ihn kaum verstehend. Richard wandte den Kopf.

„In der Tontine, in die wir beide als Kinder eingekauft worden sind. Es war nur noch einer außer uns, der Sohn des alten Massey in Whitborough. Er ist gestorben.“

„Was! — George Massey? todt?“ rief Richard.

Dr. Rane reichte ihm den Brief. Ja, es war so. Der dritte war gestorben und Dr. Rane und seine Frau blieben allein übrig.

„Der Vater nannte sie stets eine unglückliche Tontine,“ sagte Richard. „Ich habe immer gehört, daß wenn man ein Kind am Leben erhalten will, man es nur in eine Tontine einzukaufen

brauche, denn solch ein Leben währt zum allgemeinen Aerger bis in die graue Ewigkeit. Dies wäre denn eine Ausnahme von der Regel. Es thut mir leid um George Massey. Woran er wohl gestorben ist?"

„Währt gewöhnlich lange, sagen Sie?" bemerkte Dr. Rane nachdenklich. „Ich weiß eigentlich gar nicht, wie solche Tontinen eingerichtet sind."

„Ich ebenfalls nicht," sagte Richard. „Ich erinnere mich blos, in meiner Kindheit von einer Tontine gehört zu haben, in welcher fünf oder sechs Mitglieder, die damals alle über achtzig Jahre alt waren, sich bei vollkommener Gesundheit befanden. Vielleicht war es dieser Umstand, warum der Vater und Mr. Gaß eine solche gründeten. Jedenfalls scheint es, daß Sie und Betty die einzigen Uebrigbleibenden in derselben sind."

„Es ist vielleicht noch nie dagewesen, daß ein Mann und seine Frau die beiden letzten in einer Tontine geblieben sind," rief Dr. Rane mit kurzem Lachen. „Betty, uns beiden zusammen kann dies niemals von Nutzen sein; einer von uns muß sterben, ehe das Geld ausgezahlt werden kann. Was das für unsinnige Einrichtungen sind, diese Tontinen!"

„Wirklich unsinnig," antwortete Betty. „Ich würde nichts

sagen, wenn wir noch jetzt das Geld haben könnten. Wieviel mag es sein?"

„Ah, apropos, wieviel ist es? Welche Summe hat jedes Mitglied anfangs eingezahlt, Richard?" fiel Dr. Rane ein. „Ich habe es vergessen. Fünfzig Pfund, nicht wahr? Dazu kommen nun die gesammten Zinsen, die sich durch dreißig Jahre angehäuft haben. Auf wieviel kann sich das Ganze nun belaufen?"

„Auf mehr als zweitausend Pfund," antwortete Richard, nachdem er es im Kopf ungefähr berechnet hatte.

Dr. Rane's Gesicht überflog eine plötzliche Röthe, in seinen Augen blitzte es auf und seine Lippen öffneten sich leicht, wie in tiefer Erregung. „Mehr als zweitausend Pfund!" wiederholte er mit stockendem Athem. „Betty, das wäre wie eine Goldmine für uns."

Sie lachte leicht. Wir können es aber nicht bekommen, siehst Du, Oliver. Und ich bin sicher, daß keiner von uns dem andern den Tod wünscht."

„Nein — nein! gewiß nicht," sagte Dr. Rane.

Richard North nahm Abschied und ging. Als er gerade in das Gitterthor von Dallory Hall einbiegen wollte, kam der Advokat Dale aus Whitborough in seinem Einspänner daher gefahren, an seiner Seite seinen Schreiber, der kein anderer war,

als Thimotheus Wilks. Mr. Dale hielt die Zügel an, um mit Richard zu sprechen.

„Ob es wohl wahr ist, daß George Massey todt ist?" fragte Richard als sie schieden.

„Es ist nur zu wahr, der arme Teufel. Er ist gestern gestorben, nur zwei Tage krank gewesen."

„Ich hörte es eben bei Dr. Rane. Er bekam heut Morgen einen Brief, der die Nachricht enthielt."

„Dr. Rane, so? Ich wußte nicht, daß sie befreundet waren."

„Das ist auch nicht der Fall gewesen; aber sie waren beide in jener Tontine. Nun George Massey todt ist, sind Dr. Rane und seine Frau die einzigen noch Uebrigen darin. Es ist eigentlich eine seltsame Geschichte."

Eine Weile konnte Mr. Dale sich nicht besinnen, ob er jemals von dieser besondern Tontine gehört hatte, obgleich er als Advokat es sich angelegen sein ließ, alles zu wissen; und er und Richard sprachen darüber. Advokat Dale bestätigte seltsamer Weise, daß eine Tontine für Mann und Frau thatsächlich werthlos sei, wofern nicht einer von ihnen stürbe.

„Sehr fatal, das muß ich gestehen, Mr. Richard North," sagte er, „besonders wo das Geld willkommen wäre. Zweitausend Pfund! Dr. Rane wird das unsinnige Ding zum Teufel wünschen.

Ich würde es, wenn ich es wäre, soviel weiß ich. Auf Wiedersehen!"

Und der stille Timotheus Wilks, über den sie hinüber sprachen, hörte alles, was gesagt wurde, und verwahrte es sorgfältig in seinem Gedächtniß.

Richard brachte die Neuigkeiten seinem Vater nach Hause. Mr. North saß in seiner Stube am Tisch, auf welchem Papiere ausgebreitet waren. Bei Richards Worten hob er erschreckt die Arme auf.

„Todt! George Massey todt! Dick, so wahr ich hier sitze, es ist irgend etwas nicht richtig mit der Tontine; sonst würden sie nicht so draufgegangen sein, einer nach dem andern."

„Es ist noch nicht viel länger als eine Woche her, Vater, daß ich George Massey in Whitborough traf und mit ihm plauderte, und allem Anschein nach war er so gesund und lebensfähig wie ich selbst."

„Woran ist er gestorben?"

„Dale sagt, es war nichts mehr, als eine vernachlässigte Erkältung."

„Es gefällt mir nicht, Dick, es gefällt mir nicht," wiederholte Mr. North mehrmals. „Betty kann zunächst herankommen, oder Rane.

„Wir wollen nicht hoffen, Vater."

„Ja, ja, ich hab's doch immer gedacht, daß die Tontine kein Glück hat; und so wird es bis zu Ende gehen; wir werden es erleben. Sieh hier, Dick."

Er deutete auf einige der vor ihm liegenden Papiere, dem Anschein nach alte Quittungen; er schob sie seinem Sohne hin.

„Sie ließen mir von der Bank sagen, daß mein Conto überlastet wäre. Ich wußte, daß das nicht sein konnte und verlangte meine Quittungen. Dick, hier sind vier bis fünf, deren Summen ich nicht gezogen habe!"

Richard nahm sie prüfend in die Hand. Sie waren in der Handschrift seiner Stiefmutter ausgefüllt; die Unterschrift aber schien die Mr. Norths zu sein.

„Giebst Du Mama unausgefüllte und schon im Voraus unterzeichnete Quittungen?"

„Nein, niemals, Dick. Davon bin ich schon lange kurirt. Wenn sie Geld braucht, laß ich sie zuweilen die Quittung ausfüllen, aber unterzeichnen thue ich niemals voraus."

„So gaubst Du, daß Du diese nicht unterzeichnet hast?"

„Glaubst! Ich weiß, daß ich es nicht habe. Sie hat meine Hand nachgeahmt und das Geld erhalten."

Richards Gesicht verfinsterte sich aus Scham, Scham über

seine Stiefmutter. Wäre Mr. North nicht ihr Mann gewesen, sie hätte eine offenbare Fälschung begangen, vielleicht würde das Gericht, wenn man geklagt hätte, es auch jetzt als eine solche betrachtet haben. Er dachte lange darüber nach.

„Vater," sagte er endlich, „ich denke — verzeihe mir., wenn ich Dir Vorschriften mache — ich denke, Du thätest besser, Dein Privatconto auf mich zu übertragen. Laß es auf meinen Namen gehen und erkläre meine Unterschrift für die allein gültige — gerade wie es mit dem Geschäftsconto ist. Ich sehe keine andere Sicherheit."

„Von ganzem Herzen gern will ich das thun," stimmte ihm Mr. North bei; „aber es ist kein Conto zu übertragen, keins zu übertragen, bin schon im Vorschuß, Dick."

Achtes Capitel.

Madame's Rath.

Man giebt heut ein Diner in Dallory Hall, und Arthur kleidet sich in seinem Zimmer gemächlich dazu an. Es wird keine große Gesellschaft sein: etwa ein halbes Dutzend Personen außer der Familie, und um sechs Uhr will man zu Tisch gehen. Zwei Herren, welche auch dazu geladen, müssen nachher mit der Eisenbahn fort, weshalb das Diner ziemlich zeitig stattfinden muß.

Wenn Mr. North und Richard schon in den frühern günstigen Zeiten Madame's Gesellschaften nicht besonders gebilligt hatten, so mußten sie jetzt, wo dieser Strike und die große Sorge auf ihnen lastete, was bei der Fortdauer desselben werden würde, wo alle Geschäfte stockten und der Ruin ihnen drohte, diese schnell auf einander folgenden Banquets für höchst tadelnswerth halten. Sie hatten indessen keine Mittel in Händen, denselben Einhalt zu thun, da Vorstellungen bei Madame nichts fruchteten. Zuweilen waren es improvisirte Diners oder doch beinahe solche. Madame

lud dann Nachmittagsbesuche zum Bleiben ein, oder brachte einen Wagen voll Gäste mit nach Hause, was heute theilweise der Fall gewesen.

Capitän Bohun, der alle Dinge leicht zu nehmen liebte, das Ankleiden mit einbegriffen, stand in Gedanken verloren mit der Haarbürste in der Hand. Er hatte sich vom Spiegel weg nach dem Fenster gewendet und sah hinaus. Seine Gedanken waren sehr beschäftigt, und zwar mit der kleinen Episode von heute Morgen, wo seine Mutter vorübergefahren war, als er und Ellen zusammengestanden und ihren Gefühlen in der beschriebenen Weise Ausdruck gegeben hatten. Daß es dabei nicht bleiben würde, fühlte Arthur nur zu gut; es standen ihm noch viel nachdrücklichere Meinungsäußerungen von Madame's Seite bevor. Sonderbarer Weise hatten die Umstände es bisher so gefügt — förmlich als ob das Schicksal sich mit seinen gewöhnlichen Launen eingemischt — daß Madame keine Kenntniß von dem vertrauten Verhältniß der jungen Leute bekommen hatte. Fast immer wenn Mrs. Cumberland zu Hause war, traf es sich, daß Madame verreist war, und war diese daheim, so befand sich jene irgend wo anders. So ließ z. B. während des langen Aufenthalts der Mrs. Cumberland in Niton, Madame ihrem Hause den Segen ihrer Gegenwart zu theil werden, und in derselben Woche, in welcher jene

nach Dallory Ham zurückkehrte, ging diese auf Reisen, und war erst vor kurzem wieder heimgekommen. Sie hatte während der Zeit in Deutschland gelebt. Sidney North, ihr vielgeliebter Sohn, der wie immer jeden, mit dem er in Berührung kam, in Ungelegenheiten brachte, hatte England im ersten Frühling gewissermaßen zu warm gefunden und sich nach Deutschland begeben. Sein hauptsächlichster Aufenthalt war Homburg und so hatte Madame mit ihrer Tochter Mathilde es seit dem Frühling auch zu dem ihrigen gemacht. In dem Gefühl freudiger Erleichterung, welches ihre Abwesenheit über ihn brachte, hatte Mr. North alle Anstrengungen gemacht, um sie mit dem Gelde zu versehen, nach welchem sie unaufhörlich nach Hause schrieb. Es schien jedoch, als ob die bewilligten Mittel noch nicht ausreichend gewesen wären, denn wie Richard bald entdeckte, waren die Summen, welche die ihm vom Vater vorgelegten Quittungen aufwiesen, in Homburg gezogen worden. Da also das Glück oder Unglück es gewollt, war Mrs. North verhindert gewesen, den Fortschritt der Vertraulichkeit zwischen ihrem Sohne und Ellen Adair zu beobachten.

Nach einem raschen Klopfen an die Thüre und ohne eine Antwort abzuwarten, fegte Madame zur Stube herein, eine große, dunkelrothe Rose, frisch aus dem Treibhause, in ihrem schwarzen

Haar, die Schleppe ihres weißseidenen Kleides hinter ihr her rauschend. Arthur wußte, noch ehe sie ein Wort gesagt, weshalb sie gekommen; er dachte bei sich, daß sie es sehr eilig hätte und ihre Toilette förmlich überstürzt haben müßte. Der Wagen war noch nicht lange zurückgekehrt, denn sie hatte mit Mathilden eine weite Ausfahrt gemacht und das Frühstück auswärts eingenommen. Arthur, der sich nicht von der Stelle rührte, fing wieder an, sein Haar auf's Gerathewohl zu bürsten.

„Ich habe mich wohl verspätet, Mama?"

„Warst Du es, den ich heut' in Dallory Ham vor einer Hausthür mit einem Frauenzimmer sprechen sah?" fing Madame an, ohne von seiner Frage Notiz zu nehmen.

„Das war ich, ganz sicher; ich hatte Mrs. Cumberland einen Besuch gemacht," erwiderte Arthur nachlässig. „Richard war auch dort. Nach der Art, wie Du mich anstarrtest, Mama, glaubte ich gar nicht, daß Du mich erkannt hättest."

Das war halb und halb Spott und Madame konnte es für Ernst oder Scherz halten, wie sie wollte. Sie ging um den Toilettentisch herum und stellte sich ihm am Fenster gegenüber.

„Was war das für ein Frauenzimmer, mit dem Du sprachst?"

„Frauenzimmer! Es war Miß Adair."

„Wer ist sie, Arthur?"

„Sie ist Mrs. Cumberland's Mündel."

„Was weißt Du von ihr?"

„Ich weiß so viel von ihr, daß sie bei Mrs. Cumberland im Hause ist. Ich sehe sie, wenn ich dort bin."

War er wirklich gleichgültig? Wie er so dastand, sein Haar ganz absichtlos bald nach rechts, bald nach links bürstend, wie es gerade kam, und dazu in der nachlässigsten Weise von der Welt sprach, war es nicht möglich, sich einen höhern Grad von Gleichgültigkeit vorzustellen. Madame forschte schweigend in seinen Zügen, während er mit dem höchsten Interesse zwei Sperlingen zusah, welche auf einem nahen Zweig um eine sich röthende Kirsche kämpften.

„Fechtet es aus, meine Herren; nur drauf; ihr werdet um so bessern Appetit zu Mittag haben," rief er den Spatzen zu.

„Willst Du mich einen Augenblick anhören, Richard," fragte Madame aufgebracht.

„Gewiß, ich höre," war die bereitwillige Antwort.

Madame schwieg eine Sekunde lang. Es war dies nicht eine der täglichen kleinlichen Quälereien, durch welche sie ihre Umgebung elend machte, vielmehr eine Sorge schrecklichster Bedeutung für sie, bei der es sich fast um Leben und Tod handelte. Hier, wo es ihr eigenes Interesse erforderte, verstand sie sehr wohl sich

zu beherrschen, weil sie einsah, daß es die beste Politik wäre, so lange so viel für sie auf dem Spiel stand.

„Arthur, Du weißt, daß Du mir jetzt noch werther bist als früher,“ sagte sie mit sanfter Ruhe, während Arthur bei diesen Worten und dem Tone die Ohren vor Erstaunen weit öffnete. „Seit Sidney sich fern von England niedergelassen,“ fuhr sie fort, „weil er nicht zurückkommen darf, der arme Junge, bist Du alles, was mir hier geblieben. Wenn ich also spreche, so habe ich nur Dein Bestes im Auge.“

„Sehr freundlich von Dir, gewiß,“ erwiderte Arthur, da er sah, daß sie eine Antwort erwartete, die Doppelzüngigkeit ihrer Worte sehr wohl empfindend, obgleich sie seine Mutter war. „Was willst Du mir denn sagen?“

„Es handelt sich um jenes Mädchen, Miß — wie nanntest Du sie doch — Adair. Junge Leute sind leichtlebig, und Soldaten ganz besonders, das weiß ich; aber Unrecht bleibt Unrecht, und keine noch so schlaue Sophistik kann es in Recht verkehren. Es ist ein Unrecht von Dir, mit diesem Dorfmädchen zu spielen, so wie Du es zu thun scheinst.“

Arthur warf den Kopf auf, als ob sein Stolz verletzt wäre. Madame hatte dieselbe Bewegung an seinem Vater gekannt.

„Ich habe nicht die Absicht, mit Miß Adair zu spielen," sagte er.

Ihre Augen schossen einen Blitz, in dem Furcht und Trotz sich mischten. Sie biß sich auf die Lippen und sagte in noch sanfterem Tone:

„Du kannst nicht etwas noch Schlimmeres meinen, Arthur."

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter. Schlimmeres? Schlimmeres als was?"

„Etwas Ernstes. Mit den Dorfschönen zu spielen ist sträflich, aber —"

„Ich bitte um Verzeihung, Mutter; dies ist ganz überflüssig. Das Spielen mit den Dorfschönen — was Du auch darunter verstehen magst — ist nicht meine Manier und ist es nie gewesen. Die Warnung möchte bei Deinen Bedienten besser am Platze sein, als bei mir."

„Laß mich ausreden, Arthur. Mit Mädchen aus dem Dorf zu spielen ist tadelnswerth; aber sich ernstlich mit einem derselben einzulassen, würde in Deinem Fall viel schlimmer sein. Willst Du die Mahnung beachten?"

„Wenn Du willst, daß ich verstehen soll, was Du mit dem Worte „ernstlich" meinst, so mußt Du deutlicher sprechen. Was meinst Du damit?"

„Heirathen," antwortete sie, ihre Selbstbeherrschung verlierend, wenigstens so weit es der Ton verrieth. „Ich deute auf Deine alberne Vertraulichkeit mit dieser Miß Adair hin. Du mußt mit ihr auf vertrautem Fuß stehen; Dein Blick und Deine Haltung verriethen es, als ich vorbeifuhr."

„Und wenn ich eine Heirath beabsichtigte, was dann?"

Er that die Frage im Scherz und mit lächelnder Miene, ohne im mindesten auf den Eindruck vorbereitet zu sein, welchen sie auf seine Mutter hervorbrachte. Ihre Augen flammten, ihre Lippen bebten und ihr Gesicht wurde bleich wie der Tod.

„Eine Heirath! Mit ihr? Du träumst, Arthur."

„Ich träume nicht, aber ich scherze," sagte er leichthin. „Gieb Dich zufrieden, Mutter; ich habe durchaus nicht die Absicht irgend Eine jetzt zu heirathen."

„Miß Adair darfst Du niemals heirathen."

„Nicht?"

„Arthur, Du behandelst dies alles in scherzhafter Weise," rief sie, denn sie fing wirklich zu glauben an, daß es alles Scherz von seiner Seite war, und fühlte sich höchlichst dadurch erleichtert, obgleich die schweigende Mißachtung in seinem Benehmen sie ärgerte. „Wie kannst Du es wagen, mir zu sagen, daß Du

ernstlich an eine dieser Landdirnen denken könntest — bloß um mich zu ärgern und zu erschrecken?"

„Du mußt heute sehr schreckhafter Natur sein, Mutter. Ich weiß übrigens nicht, daß ich das gesagt hätte. Was Miß Adair betrifft —"

„Nun ja, was Miß Adair betrifft", unterbrach sie ihn heftig. „Fahre fort."

„Ich wollte sagen, daß wenn wir von Miß Adair sprechen, wir gut thäten, nicht zu vergessen, wer sie ist. Ihrer als einer „Landdirne" zu erwähnen, heißt die Achtung aus den Augen setzen, die ihr gebührt. Sie ist eine Lady, sowohl was Geburt als Erziehung anlangt."

„Vielleicht sagst Du noch gar, daß sie den Bohuns gleichsteht?"

„Ich hatte nicht die Absicht, es zu sagen. Aber glaubst Du nicht, Mama, daß diese Unterhaltung jetzt aufhören könnte?" setzte er nach einem kurzen Schweigen hinzu. „Warum hast Du sie überhaupt angefangen? Sollte man nicht meinen, ich hätte Dich um Deine Einwilligung zu meiner Heirath gebeten, während Du recht gut weißt, daß ich, arm wie ich bin, nicht die geringste Aussicht habe, eine Frau nehmen zu können."

„Auch arme Männer verloben sich manchmal, Arthur, in der Absicht zu warten. Als ich Dich mit jenem Mädchen sah —

die Welt glaube ich, nennt sie hübsch — bekam ich einen entsetzlichen Schreck um Deinetwillen. Es würde das größte Unglück für Dich sein, unter Deinem Stand zu heirathen — ein Bohun kann sein Haupt nicht wieder aufrichten, nachdem er das gethan, und ich dachte, es wäre gut, ein warnendes Wort zu Dir zu sprechen. Du mußt Dir eine passende Frau nehmen, wenn Du heirathest, eine, die des künftigen Sir Arthur Bohun würdig ist."

„Des einfachen Arthur Bohun, Mutter. Mich den künftigen Sir Arthur zu nennen, heißt die Möglichkeiten sehr weit ausdehnen," setzte er lachend hinzu.

„Durchaus nicht. Du wirst so sicher der Erbe sein, als ich es Dir jetzt sage. Sieh den schwächlichen James Bohun an! Noch einige Jahre höchstens, und es ist vorbei mit ihm.

„Ich hoffe es nicht, um seines Vaters willen. Jedenfalls kann er lange genug leben, um sich zu verheirathen und Kinder zu hinterlassen. Ist Deine Predigt jetzt zu Ende, Mutter?" schloß er scherzhaft. „Wenn es der Fall ist, so würdest Du vielleicht die Güte haben, mich zu verlassen, damit ich meinen Rock anziehe, oder das Essen müßte um meinetwillen warten."

„Ich habe noch ein anderes Wort mit Dir zu reden", sagte Madame; „der Rock hat keine Eile. Miß Dallory ißt mit uns."

„Miß Dallory! Ich dachte, sie wäre in der Schweiz. Ist sie per Ballon herübergekommen, um mit uns zu speisen?“

„Sie lebt bei ihrem Bruder Frank. Ich und Mathilde machten ihr eben in Ham Court einen Besuch und nahmen sie mit hierher“.

„Habt ihr auch ihn mitgebracht?“

„Ich habe ihn nicht gesehen; es hieß, er wäre nicht zu Hause. Aber warum fragst Du das?“

„Nur so, um auch etwas zu fragen. Es ist sehr gütig von Dir. Mein Rock und das Diner können in der That warten.“

„Ich habe Miß Dallory um Deinetwillen hergebracht, Arthur“, sagte Madame mit Bedeutung. „Sie ist die junge Dame, an welche Du gut thun wirst, als an Deine künftige Frau zu denken.“

Damit rauschte Madame zum Zimmer hinaus und die Treppen hinunter. Eine Minute darauf öffnete sich abermals die Thüre und Richard trat herein. Capitän Bohun hatte noch keine weitere Fortschritte in seiner Toilette gemacht, sich überhaupt noch nicht von seinem Platz gerührt, sondern stand gedankenvoll an's Fenster gelehnt und pfiff leise vor sich hin.

„Madame ist hier gewesen, nicht wahr?“ begann Richard im Flüsterton. „Mein Fenster war offen, Arthur, und ich genöthigt

hier und da ein Wort zu hören. Ich machte alles mögliche Geräusch, aber Du wolltest den Wink nicht beachten."

„Sie unterließ es, und mir konnte es gleich sein, ob Du hörtest oder nicht," war Arthur's Antwort. „Du bist fertig, Dick, wie ich sehe."

„Der Weg treuer Liebe war niemals glatt und eben, mein Junge, das weißt Du," sagte Richard lachend.

„Und wird es niemals sein. Wenn man von den alten patriarchalischen Zeiten liest, in denen der Mann nur ein Weib zu wählen und in sein Zelt zu bringen brauchte, und dann auf all das blickt, was heutzutage zu erwägen ist — Geld und Gleichheit des Ranges und weiß der Himmel was alles — so könnte man wirklich fragen, ob es dieselbe Welt ist. Mama braucht nicht zu fürchten, daß ich Aussicht habe zu heirathen."

„Aber lange wirst Du auch kein Junggeselle bleiben."

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht? Du weißt es wohl und ich auch. Ich habe seit einigen Wochen gesehen, wie es steht, Arthur."

„Gesehen, was?"

Richard lächelte. „Wie es zwischen Dir und Ellen Adair steht."

„Du meinst?"

„Meinst! Du liebst sie. Liebst Du sie nicht?"

Arthur legte die Haarbürste leise nieder, die er bisher immer in der Hand gehalten, und ging nach seinem Rock.

„Dick, alter Junge", sagte er nach einer Weile mit seltsam tiefer Stimme, während eine flüchtige Röthe seine Stirn bedeckte, „ich weiß nicht, ob es zwischen uns zu etwas kommen wird oder nicht; aber soviel ist sicher, daß ich niemals im Leben das fühlen werde, was ich für sie fühle."

„Dann sichere sie Dir", sagte Richard.

„Ich könnte trotz meiner Mutter versucht sein, es zu thun, hätte ich die Mittel, einen Hausstand zu gründen; aber ich habe sie nicht."

„Du hast mehr als das Doppelte, was Rane und Betty haben."

„Rane und Betty! Aber Betty ist auch einzig in ihrer Art. Ich könnte einer Frau doch nicht anbieten, darauf hin in mein Haus zu kommen."

„Wie Du darüber denkst, natürlich. Gieb aber Acht, daß sie Dir nicht weggeschnappt wird. Ich würde es an Deiner Stelle fürchten. Ellen Adair ist das reizendste Mädchen, das ich jemals gesehen, und ich denke, sie ist auch ebenso liebenswürdig. Ich mußte sie nur immer ansehen, als wir heute Morgen bei Mrs.

Cumberland zusammen waren. Auch andere Männer werden es herausfinden, Arthur, wenn sie es nicht schon haben."

Arthur antwortete nicht. Er hatte sich wieder auf seinen frühern Posten begeben und sah träumerisch zum Fenster hinaus.

„Madame ist dagegen, darf ich annehmen," sagte Richard wieder.

„Wahrscheinlich wäre sie es, wenn ich ihr Gutachten einholen wollte", bestätigte Arthur, als ob die Voraussetzung keinem Zweifel unterläge.

„Ich sehe nicht ein, was sie dagegen einwenden könnte, oder warum Du selbst etwa zögerst."

„Ich muß Dir gestehen, Dick, wir Bohuns haben unsern vollen Antheil an Familienstolz."

„Aber Mr. Adair ist doch ohne Zweifel ein Gentleman?"

„O ja, daß heißt, ein ganz obscurer," fügte Arthur sorglos hinzu.

„Wohlan, ein Gentleman ist ein Gentleman," sagte Richard.

„Gewiß. Aber ich halte es für ausgemacht, daß er keine Stellung in der Welt einnimmt. Und wir Bohuns, weißt Du—"

Arthur hielt inne. Richard lachte.

„Ihr Bohun's möchtet Euch nur mit Leuten von Stellung verbinden. Zum Beispiel mit einer Tochter des Lord-Lieutenants der Grafschaft."

„Getroffen", bestätigte Arthur, in das Gelächter des andern einstimmend, doch trotzdem die Sache sehr ernsthaft nehmend, „Mama hat mir Miß Dallory zur Beachtung empfohlen."

„Wen?" fragte Richard mit einer gewissen Schärfe.

„Mary Dallory."

„Nun, das wäre nicht das Schlimmste!" bemerkte Richard nach kurzem Schweigen.

„Gewiß nicht, Freund. Sie ist unten."

„Wer ist unten?"

„Sie. Mama theilte es mir mit."

„Der Gong wird angeschlagen."

„Daß ihn der Teufel holen mag!" erwiderte Arthur, in seinen Rock fahrend. „Ich wünschte zu Gott, Mama überhöbe uns der Mühe, uns einen Tag um den andern zum Diner ankleiden zu müssen. Es ist außerdem gar nicht schicklich, in diesen mißlichen Zeiten so viel Gastereien in Eurem Hause zu haben."

„Und was schlimmer ist, ich weiß nicht, wie sie bezahlt werden sollen, wenn die Unruhen fortdauern", sagte Richard offenherzig. „Madame muß ungewöhnlich sanguinisch sein, wenn sie glaubt, daß es möglich ist."

„Oder sorglos", erwiderte Arthur Bohun in leisem Tone.

„Dick, mein Freund, es ist ein schlimmes Zeichen, wenn man seiner Mutter nichts Gutes nachreden kann.“

Daß jede Spur von kindlicher Liebe schon lange aus seiner Brust gewichen und einem Gefühle, welches an Scham und Verachtung grenzte, darin Platz gemacht hatte, dessen war sich Arthur nur zu wohl bewußt. Er bemühte sich, seine kindliche Pflicht zu erfüllen, aber es war zuweilen ein schweres Stück Arbeit. Mit seiner Mutter unter einem Dache lebend, mußte er beständig sehen, wie sie alle Rücksichten und Gefühle mit Füßen trat, und er war empfindlicher dagegen, als irgend ein anderer es sein konnte.

Seit Arthur die Armee verlassen und von seiner langen Krankheit hergestellt war, welche die Verwundung zur Folge gehabt, war Dallory Hall nur zeitweilig seine Heimath gewesen. Erst in letzter Zeit hatte er sie zu seiner dauernden gemacht, denn Dallory Hall besaß eine Anziehungskraft für ihn, der er nicht zu widerstehen vermochte. Ellen Adair gehörten die besten Gefühle seines Herzens, alle Liebe, deren er fähig war, und fern von ihr schien ihm das Leben unerträglich. Eine reine, glühende Liebe, die wie jede wahre Leidenschaft das Herz eines ehrenhaften Mannes ganz erfüllt, wird auch alle seine Handlungen leiten und bestimmen. Sir Nash lud ihn vergebens ein. Seine Tante, Miß Bohun,

deren großer Liebling er war, konnte sich keinen Vers daraus machen, weshalb er sie so selten besuchte; oder weshalb er, wenn er kam, so bald wieder aufbrach. Arthur Bohun besaß einige hundert Pfund jährliches Einkommen, etwa vier, gerade genug zu einem anständigen Leben, und er hatte keine jener schlechten Gewohnheiten, welche mit dem Gelde junger Leute davon gehen. Von Miß Bohun hatte er eine nicht unbedeutende Erbschaft zu erwarten, wenn sie starb, und so konnte er in Bezug auf die Zukunft vollkommen ruhig sein. Als er einige Monate in Dallory Hall gewesen war, steckte er eines Tages Richard eine Banknote von hundert Pfund in die Hand.

„Wozu ist das?“ fragte Richard.

Arthur sagte es ihm. Zuerst berührte er leicht die Verlegenheiten in dem finanziellen Departement des Herrenhauses, die durch Madame herbeigeführt wurden, und erklärte dann, daß dies sein Beitrag zu den Kosten seiner eigenen Unterhaltung wäre. In der Ueberraschung des Augenblicks wallte Richard auf und sträubte sich, das Geld anzunehmen. Arthur aber blieb fest.

„So lange ich unter Euch im heimathlichen Zelt wohne, werde ich Dir alle sechs Monate diese Summe einhändigen. Doch Dir allein, Dick, denn einem andern kann ich sie nicht anvertrauen.

Wenn ich sie Betty gäbe, würde sie am Ende darüber sprechen und man würde sie ihr abzulocken wissen.“

„Noch niemals in meinem Leben habe ich solchen Unsinn gehört“, rief Richard, „Du sollst mich nicht dazu bringen, es zu nehmen. Ich will von nichts dergleichen hören.“

„Doch, doch, Du wirst es, Dick. Du wirst doch nicht wollen, daß ich meine Residenz im Wirthshaus zum „Dallory Wappen“ aufschlage. Ich schwöre bei meiner Ehre, daß ich das thue, wenn Du mich zwingst, im Herrenhause Gast zu sein.“

„Aber Arthur —“

„Dick, mein Freund, Du brauchst nichts weiter zu sagen. Was ich sage, meine ich wirklich. Treibe mich nicht fort. In dem „Dallory Wappen“ würde ich mich nicht gerade sehr behaglich und heimisch fühlen und bald auf und davon gehen, der Himmel weiß wohin.“

„Als wenn eine Person mehr oder weniger in unserm Hausstand einen Unterschied machte.“

„Es könnte dennoch sein. Ich habe kein Recht, noch irgend welchen Anspruch darauf, auf Deines Vaters Kosten zu leben. Setze mich nicht in meinen eigenen Augen herab, frère Richard. Du weißt, daß Du in meiner Stelle eben so empfinden würdest. Niemand als wir beide braucht davon zu wissen, Dick.“

Richard gab nach; er sah, daß Arthur fest blieb, und genau genommen, war es gerecht. Er brachte also die Banknote in Rechnung und sagte seinem Vater davon, während Arthur mit beruhigtem Gewissen bleiben konnte. Als Madame eines Tages in einem ihrer heftigen Zornausbrüche, in denen sie Niemand schonte, ihren Sohn wegen seines Aufenthalts im Herrenhause schmähte und meinte, daß er auf ihre Kosten lebe, auf i h r e! — parirte Arthur den Hieb mit sorglosem Humor, indem er sagte, daß er Richard's Gast wäre. Nur wenn Dick ihn forttriebe, würde er gehen.

Neuntes Capitel.

Mary Dallory.

Die Gäste waren in dem Empfangszimmer versammelt und Madame theilte mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt an Jeden ein anmuthiges Lächeln aus, wie es ihre Art in Gesellschaft war, während ihre prächtige, weißseidene Robe tausend Lichter zurückstrahlte. Dennoch konnte sie bei dem Eintritt ihres Sohnes und Richard North's ein leichtes Stirnrunzeln nicht unterdrücken.

„Wir haben auf Euch gewartet", sagte sie mit einer gewissen Schärfe. „Das Diner ist bereits angekündigt."

Richard sah, daß sein Vater nicht zugegen sein würde, und daß er den Wirth machen mußte, was durchaus nichts neues war. Nachdem er sich im Zimmer umgeblickt, schritt er auf Miß Dallory zu — außer Madame war keine verheirathete Dame anwesend — als sich die Stimme dieser letztern kalt und klar vernehmen ließ.

„Reiche Elise Field den Arm, Richard. Arthur, Du wirst Miß Dallory führen."

Das war nun ganz und gar gegen die Regeln der Etiquette. Miß Dallory, die reiche Erbin, deren Familie eine gewisse Bedeutung in der Grafschaft besaß, hätte Richard zufallen müssen. Elise Field, eine nicht mehr ganz jugendliche Dame, war nur Mathilden's Erzieherin gewesen. Aber Madame hatte eine Art ihren eigenen Willen zur Geltung zu bringen, indem sie den Leuten zu verstehen gab, daß daran nicht zu rütteln, noch zu deuteln sei. Es entstand eine augenblickliche Verlegenheit. Richard und Arthur, beide im Vorschreiten begriffen, hielten plötzlich inne und näherten sich dann jeder der ihm bezeichneten Dame. Miß Dallory aber warf beinahe alles über den Haufen, indem sie sich mit ausgestreckter Hand von Capitän Bohun weg und zu Richard wandte.

„Wie geht es Ihnen, Mr. Richard North?"

Er schloß ihre Hand einen Augenblick in die seinige. Madame, die einen besondern Scharfsinn im Vermuthen besaß und Dinge sah, die kein anderer Mensch gewahrte, hatte schon vor langer Zeit zu bemerken geglaubt, daß wenn Richard's materielle Lage im Aufsteigen gewesen wäre, er die weite Kluft, welche ihn von Mary Dallory trennte, ihn den Plebejer von der

Aristokratin, so weit vergessen haben würde, um sich um ihre Hand zu bewerben.

„Ich wußte nicht, daß Sie wieder heimgekehrt waren, Miß Dallory; erst vor wenigen Minuten erfuhr ich es," sagte Richard.

„Ich bin seit zwei Tagen zu Hause."

Sie trennten sich. Madame rauschte am Arme eines Hauptmann Carter, dessen Bekanntschaft sie in Homburg gemacht, nach dem Speisezimmer und die Uebrigen mußten folgen. Richard beschloß den Zug mit Elise Field.

Miß Dallory, ein hochgewachsenes, anmuthiges Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, saß zwischen Arthur Bohun und Richard North. Sie war nicht eigentlich hübsch, aber sehr einnehmend. Aus ihrem zarten, rosigen Gesicht sprach eine Fülle gesunden Menschenverstandes, ihre grauen Augen lagen ein wenig tief in den Höhlen und ihr reiches Haar war von dunkelbrauner Farbe. Ihre Manieren hatten etwas ungewöhnlich Offenes und Schnelles; und alles, was sie sagte, trug den Stempel unbefangener Aufrichtigkeit. Vielleicht war es dies — ihre liebenswürdige Art in Sprache und Benehmen — was sie zum allgemeinen Liebling machte.

Die Familie Dallory war sehr reich. Sie bestand aus drei Mitgliedern: Miß Dallory und ihren beiden Brüdern, John

und Frank, beide älter als sie. Die drei Geschwister waren früh verwaist gewesen und ihr Vater hatte jedem einen fast gleichen Antheil an seinem Vermögen hinterlassen; das Besitzthum, welches dem ältesten Sohne zugefallen, lag in einer andern Grafschaft. Zur Ueberraschung Vieler ergab es sich, daß er Dallory Hall seiner Tochter vermacht hatte, so daß Miß Mary, dieselbe, welche eben jetzt an Mr. North's Tische saß, die thatsächliche Eigenthümerin des Hauses war. Bei Lebzeiten ihres Vaters war es die Residenz der Familie Dallory gewesen, nach dem Tode desselben hatten es die Vormünder an Mr. North vermiethet; welcher den Miethszins für die ganze Zeit, auf welche der Contract lautete, auf einmal im Voraus erlegt hatte. Jetzt war dieser Contract beinahe abgelaufen; Madame hoffte indessen, daß es gelingen würde, ihn wieder zu erneuern, und vielleicht war dies einer von den Gründen, die sie bewogen, Mary Dallory sehr eifrig den Hof zu machen. Die junge Dame hatte ihr Besitzthum angetreten. als sie einundzwanzig Jahre alt geworden, und hatte jetzt vollkommen freie Hand, zu thun und zu lassen, was ihr beliebte. Es war beinahe zwei Jahre her, daß sie mit ihrer Tante, Mrs. Leasom, auf den Continent gegangen war, wo eine Krankheit der letztern ihren Aufenthalt über die ursprüngliche Absicht hinaus verlängert hatte, so daß sie erst vor kurzem heimgekehrt waren,

Während Mrs. Leasom in ihrer Wohnung in London geblieben, hatte sich Miß Dallory sofort nach dem Gute ihres zweiten Bruders aufgemacht, einem außerordentlich schönen Besitzthum, unweit des Dorfes gelegen. Und das wird zur Erklärung genügen.

Das Diner nahm seinen Fortgang. Miß Dallory unterhielt sich meistentheils mit Richard, neben welchem sie saß. Arthur an ihrer andern Seite war heute schweigsam und düster. Sie erzählte von ihren Reisen und beklagte sich in scherzhafter Weise darüber, eine große Gesellschaft zu finden, während sie geglaubt, daß Mrs. North sie nur zu einem Familiendiner mitgenommen hätte, wie ihr Kleid es bewiese. Es war nichts als ein buntes Mousselinekleid.

„Lachen Sie mich nicht aus, Mr. Richard. Wenn Sie Monate lang in einem abgelegenen Schweizerdorf gelebt und nichts als Bouillon und ein mageres Hühnchen in Tantens Zimmer zu Mittag bekommen hätten, würde Ihnen dies hier sehr großartig erscheinen."

„Ich lachte gar nicht," antwortete Richard. „Es ist sehr viel großartiger, als es mir lieb ist."

„Haben Sie es so alle Tage?"

„Beinahe."

„Wo ist Mr. North?" fragte sie, leicht die Stimme senkend.

Richard schüttelte den Kopf. „Die Großartigkeit greift ihn an, Miß Dallory. Er ißt fast immer auf seinem Zimmer. Ich leiste ihm Gesellschaft, so oft ich kann."

„Ich höre, er ist alt und hinfällig geworden," fuhr sie fort, mit ihren tiefliegenden grauen Augen, aus denen Mitleid und Theilnahme sprach, Richard voll in's Gesicht sehend. „Frank sagte es mir."

„Ja, er hat traurig gealtert. Der unaufhörliche Kampf ist zu viel für ihn."

Madame ließ ihren Blick über den Tisch schweifen und sagte in strengem Tone:

„Bedienst Du auch Miß Field, Richard?"

Miß Field saß zu seiner Linken, Miß Dallory zu seiner Rechten.

„Gewiß, Madame," war die Antwort. „Sie hat gehört", setzte er zu Miß Dallory kaum die Lippen bewegend hinzu.

„Und es war wahrscheinlich Hochverrath," erwiderte das junge Mädchen vertraulich. „Es hat sich manches in Ihrem Hause verändert, Mr. Richard, seit ich zuletzt hier war. Mr. North's Kinder erster Ehe waren damals noch alle beisammen."

„Und jetzt sind zwei derselben für immer fortgegangen, Betty, in eine andere Heimath, Edmund — in seine letzte."

„Ah, ich hörte alles. Wie traurig es für Sie und Mr. North gewesen sein muß! John und Frank schrieben mir, daß sie ihn zu Grabe geleitet hätten."

„Ebenso traurig für ihn als für uns," sagte Richard. „Aber er ist noch besser dran."

„Wer hat den schändlichen Brief geschrieben?"

Richard sah so eifrig auf seinen Teller, als ob er sich für dessen Inhalt besonders interessirte. Miß Dallory scharfes Auge hatte das seinige gesucht und sie pflegte früher mit großer Sicherheit zu lesen, was in demselben geschrieben stand.

„Es ist nichts entdeckt worden," sagte er.

„Ich glaube, man hatte Mr. Thimotheus Wilks im Verdacht."

„Er ist es sicher nicht gewesen," sagte Richard mit einer gewissen Hast.

„Nein. Aber er hatte doch wenigstens etwas mit der Sache zu thun, wenn er auch nicht den Brief geschrieben."

„Ja, doch ohne irgend welche böse Absicht. Der Nächste, der jetzt das Haus verlassen wird, werde ich wohl sein," setzte er hinzu.

„Sie?"

„Sie haben doch natürlich gehört, daß unsere Fabriken stillstehen? Die Leute haben die Arbeit eingestellt."

„Das sind alte Geschichten; ich hörte es schon in der Schweiz."

„Wenn es uns nicht gelingt, sie wieder zu eröffnen — und ich fange an, die Hoffnung darauf aufzugeben — so bleibt mir nichts übrig, als in die weite Welt zu gehen und anderwärts Beschäftigung zu suchen."

„Unsinn, Mr. Richard!"

„Wenn Sie einen Augenblick darüber nachdenken, Miß Dallory, so werden Sie finden, daß es ganz nüchterner Ernst ist, Wenn man nicht die Mittel zum Leben hat, so muß man arbeiten, um sie sich zu verdienen."

Sie sagte nichts weiter. Als sie wieder das Wort nahm, war es, um eine ganz andere Frage zu thun.

„Ist Betty's Ehe eine glückliche?"

„Eine sehr glückliche — wie es mir scheint. Das Schlimme ist nur, daß Rane in seinen pecuniären Verhältnissen keinen Schritt weiter kommt."

„Aber woran liegt das?"

„Ich weiß es nicht. Ausgenommen, daß Madame ohne Zweifel ihr Möglichstes gethan und immerfort thut, um ihn niederzuhalten."

„Welche Schmach! Er soll mein Hausarzt werden. Ich werde sofort einige Kopfschmerzen zu dem Zweck bekommen."

Richard lachte.

„Bei uns haben auch Veränderungen stattgefunden, seit wir uns zuletzt gesehen," begann Miß Dallory wieder. „Aber keine traurigen. Ich bin meine eigene Herrin geworden, von Niemand in der Welt mehr abhängig. Und Frank hat seinen festen Wohnsitz in Ham Court aufgeschlagen."

„Ich hoffe, Sie werden von Ihrer Unabhängigkeit einen guten Gebrauch machen," sagte Richard ernst.

„Das können Sie. Ich werde wirklich unabhängig sein, verlassen Sie sich darauf."

„Es ging indessen vor einiger Zeit hier das Gerücht, daß Sie in Gefahr wären, Ihre Unabhängigkeit zu verlieren."

„Ich! In welcher Weise?"

„Durch eine Heirath."

Ihre Blicke begegneten sich für einen Augenblick und senkten sich dann. Miß Dallory lachte leicht.

„Ist das Gerücht so weit gedrungen? Nun, ich war niemals „in Gefahr", Mr. Richard. Es hat sich Jemand um mich beworben, allein ich hatte Ursache zu glauben, daß es mehr meinem Gelde, als mir selber galt, und so — wurde nichts daraus."

„Wer war es?"

„Es wäre nicht schön, ihn zu nennen."

„Recht. Ich danke Ihnen für den Verweis," sagte Richard ernsthaft. „Ich sollte mich schämen, danach gefragt zu haben, und bitte es Ihnen wie ihm ab."

Da er das Auge dabei zufällig auf das junge Mädchen richtete, sah er, daß sie purpurroth geworden war, etwas Seltenes bei Miß Dallory. Sie hatte zuviel Selbstbeherrschung, um bei jeder Gelegenheit ihre Gefühle zu verrathen.

„Sind Sie kürzlich in Ham Court gewesen?" fragte sie aufblickend und sah dabei mit der Röthe auf ihren Wangen sehr hübsch aus.

„Nicht, seit Ihr Bruder dort lebt. Er ist ja noch nicht lange da, wie Sie wissen. Einmal wollte ich ihn besuchen, aber es hieß, Mr. Dallory sei nicht zu Hause."

„Das Haus ist jetzt so schön. Er hat Veränderungen vorgenommen und es prachtvoll ausgestattet. Sie müssen wiederkommen."

„Mit Vergnügen," antwortete Richard. „Wie langen werden Sie bei ihm bleiben?"

„So lange, als er mich haben will. Ich gehe jetzt nicht fort, sondern will mich häuslich bei ihm niederlassen. Frank hat ruhige Gewohnheiten und ich gleichfalls, und da wollen wir zusammenbleiben und alte Jungfer und alter Junggeselle werden."

Richard lächelte: „Wie kam es, daß Frank Sie nicht herbegleitete?“ fragte er.

„Er war nicht da, um eine Einladung zu erhalten. Darf ich Ihnen sagen, warum?“ setzte sie leiser hinzu. „Als wir Madames Wagen vorfahren sahen, machte sich Frank davon. „Sage, daß ich ausgegangen bin, Mary,“ rief er mir zu. Er und Madame waren niemals gute Freunde: schon als kleiner Junge hatte er schreckliche Angst vor ihr, und ich glaube, daß dies Gefühl geblieben ist. Als ich nachher meinen Hut aufsetzen ging, fand ich ihn in seiner Stube eingeschlossen mit heruntergelassenen Rouleaux. Er wünschte mir viel Vergnügen zu meinem Besuch und versprach, mich Abends abzuholen und den Heimweg mit mir zu Fuß zu machen.“

„Hüten Sie sich vor den Ohren Madames,“ flüsterte Richard.

„Sie kann mich nicht hören. Ihre Nachbarin kann es nicht einmal. Arthur wohl,“ setzte sie hinzu, indem sie sich nach Capitän Bohun fragend umsah, „allein das macht nichts.“

„Sprechen Sie nur fort,“ sagte Arthur. „Dick und ich wünschen zuweilen, wir hätten ein abgelegenes Zimmer mit verschlossenen Thüren und heruntergelassenen Rouleaux, wohin wir uns vor den häuslichen Stürmen flüchten könnten. Der Himmel weiß, wie elend es mich macht, das sagen zu müssen.“

Es war bezeichnend genug für die Achtung, in welcher Mrs. North allgemein stand, daß ihr Sohn dies bekannte und daß Miß Dallory mit ihrem Takt und Zartgefühl es hervorgerufen hatte.

Madame hob die Tafel zeitig auf. Etwas in dem Arrangement schien ihr nicht zu behagen. Es war ein warmer, lieblicher Abend und die Gesellschaft begab sich in den Garten. Miß Dallory schlüpfte um das Haus herum nach der Glasthür, die zu Mr. North's Stube führte. Dieser saß gerade in der geöffneten Thür, die Hände auf den Knieen und den Kopf vorgebeugt. Miß Dallory schreckte zurück, nicht, weil sein Gesicht runzelig und abgezehrt war, sondern weil es den Ausdruck hoffnungsloser Verzweiflung trug.

Sie trat über die Schwelle und legte ihre Hand sanft auf die seinige. Wie verwildert blickte er zu ihr auf.

„Was! — Es — es — es kann nicht Mary Dallory sein."

„Es ist doch Mary Dallory, die endlich heimgekehrt ist. Wollen Sie mir nicht einen Kuß zum Willkommen geben, mein lieber Mr. North?"

Er küßte sie herzlich. In früheren Zeiten, als man Mr. North allgemein für einen Mann hielt, der von allen Industriellen der Gegend die größte Zukunft hatte, hatte Mr. Dallory es nicht verschmäht, sich um seine Freundschaft zu bewerben, und bei der Geburt seiner Tochter ward Mr. North gebeten, ein

Pathenamt zu übernehmen. Nachdem Mary ihre Eltern verloren, betrachtete sie sich als zum Herrenhaus gehörig und befand sich häufig dort. Ihre Tante, Mrs. Leasom, ein geborenes Fräulein Dallory, war als Aufsicht über die Kinder gesetzt und Ham Court ihr als Residenz angewiesen worden, bis der jüngere Sohn, welchem das Gut zufallen sollte, seine Volljährigkeit erreicht haben würde. Mrs. Leasom verbrachte aber einen großen Theil ihrer Zeit in London, so daß die Kinder ihren Geburtsort, Dallory, mitunter jahrelang nicht zu Gesicht bekamen.

„Wann sind Sie heimgekehrt, Herzchen."

„Nach England schon vor einer Woche; nach Ham Court erst gestern. Aber wissen Sie, daß Sie sich sehr verändert haben?"

„Ach, liebes Kind, das ganze Leben ist ja nichts als Veränderung. Je mehr wir uns dem Grabe nähern, je mehr Sorgen scheinen über uns zu kommen. Ich habe meinen reichlichen Antheil daran gehabt und sie haben ihr Werk an mir gethan. Wohin ich mich auch wende, sehe ich nur einen Trost, der mir in der weiten Welt geblieben."

„Und was ist das?" fragte sie, halb vor ihm niederknieend.

„Mein lieber Sohn Richard. Niemand weiß, welch ein guter Sohn er mir gewesen und welche Opfer er mir gebracht. Niemand als Gott allein."

Miß Dallory antwortete nichts darauf. Ihr weiches Haar streichelnd, saß er in Gedanken verloren da, wahrscheinlich mit seinen vielfältigen Sorgen und Kümmernissen beschäftigt, die ihm niemals aus dem Sinn kamen, als derjenige, von dem er gesprochen, hereintrat. Miß Dallory erhob sich und setzte sich auf einen Stuhl. Sie blieb nur noch ein paar Minuten und plauderte und lachte während der Zeit in fröhlich unbefangener Weise. Richard gab ihr den Arm, um sie zur Gesellschaft zurückzuführen, doch schien ihr das durchaus keine besondere Eile zu haben, denn sie blieb bald an diesem, bald an jenem Blumenbeet stehen.

„Ist der Stricke von sehr großer Bedeutung?" fragte sie in vertraulichem Tone.

„Von so großer, als es irgend etwas der Art sein kann," gab Richard zur Antwort.

„Sie und Ihre Arbeiter standen sonst immer auf dem besten Fuße, woher kommt es, daß sie plötzlich mit Ihnen unzufrieden sind?"

„Sie sind niemals unzufrieden mit mir gewesen, bis Agenten der Gewerkvereine kamen und ihnen in die Ohren bliesen, daß sie besser daran wären, wenn sie kürzere Zeit arbeiteten und höhern Lohn erhielten. Die Leute hörten auf sie, es war ganz natürlich,

und erschienen mit ihren neuen Forderungen vor mir. Ich wies sie damit ab und sie stellten die Arbeit ein. Das ist in Kürze das Wahre an der Sache, Miß Dallory."

„Ich setze voraus, daß Sie ihre Forderungen nicht bewilligen wollten."

„Ganz recht. Ich wollte es nicht aus Prinzip; aber ich konnte es auch nicht, weil mein Gewinn dies nicht abwirft. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich nachgegeben, die Leute nach einiger Zeit noch mehr verlangt hätten. Die Gewerkgenossenschaften lassen ihnen keine Ruhe, bis —"

„Bis was?" fragte sie, da Richard innehielt.

„Bis das Land ruinirt ist. Bis die Industrie daraus verbannt ist."

„Das ist ein ernstes Ding," sagte sie, und sie war selbst sehr ernst dabei. „Ich denke, Sie würden die Leute unter den alten Bedingungen wieder annehmen."

„Mit Freuden, natürlich."

„Und sie wollen nicht kommen?"

„Nein. Ich habe mich sogar erboten, ihren Forderungen in Betreff der Lohnerhöhung halbwegs entgegenzukommen: es ist aber vergebens."

„Dann verdienen die Leute wirklich, zu lernen, was es heißt,

ohne Verdienst zu sein," nahm sie mit Wärme das Wort. „Ich dachte, Ihre Arbeiter wären intelligente Leute; ich kannte früher viele von ihnen. Wenn ich zu ihnen gehen werde — und das soll morgen geschehen — werde ich sie fragen, ob sie das vor sich selbst verantworten können. Was sagt Mrs. Gaß zu alledem?"

Richard lächelte ein wenig. Mrs. Gaß sage mehr, als er selbst, antwortete er, aber es sei ebenso erfolglos.

„Ich denke, es ist dieser Stricke, welcher Mr. North so sorgenvoll macht," nahm sie wieder das Wort. „Er kommt mir sehr verändert vor."

„Gewiß macht er ihm Sorgen — aber es sind auch noch andere Dinge."

„Macht er Ihnen Sorgen?" fragte Miß Dallory mit besonderer Betonung.

„Ob er mir Sorgen macht!" entgegnete er, von der unnöthigen Frage überrascht. „Sie scheinen nicht zu sehen, wohin er führt — wenn er nicht ein baldiges Ende erreicht? Einfach zum Ruin. Zum Ruin für mich und meinen Vater mit mir. — Da kommt Ihr Bruder."

Sie hatten endlich den freien Platz auf der Vorderseite des Hauses erreicht und sahen Francis Dallory, welcher seine Schwester abholen gekommen. Er war ein stämmiger, blonder, junger Mann

mit einem offenen Gesicht. Madame hatte ihn bereits in Beschlag genommen.

„Wo ist Arthur?" fragte Madame mit einer Herrschermiene, als sie Mary Dallory an Richards Arm gewahr wurde. „Ich glaubte ihn in Eurer Gesellschaft."

Miß Dallory antwortete, daß sie Arthur Bohun nicht gesehen, seit sie von Tisch aufgestanden waren. Niemand hatte ihn gesehen, wie Madame entdeckte. Sie hatte ihn im Verdacht, daß er irgend wo hingegangen wäre, um zu rauchen, und hätte seine Pfeife mit Vergnügen in's Feuer geworfen.

Die Pfeife trug indessen nicht die Schuld. Arthur Bohun mochte gedacht haben, daß die Gesellschaft auch ohne ihn groß genug wäre, und hatte sich heimlich aus dem Staube gemacht, um ein wenig in's Dorf zu schlendern. Sein Weg führte ihn so nahe bei Mrs. Cumberland vorüber, daß es ihm einfiel, er könnte recht gut ansprechen und sich nach ihrem Kopfschmerz erkundigen, über welchen sie am Morgen geklagt.

Sophisterei! Nichts als Sophisterei! Capitän Bohun war es vollkommen gleichgültig, ob der Kopfschmerz besser oder schlechter war; bis vor einer Minute hatte er sich nicht einmal erinnert, daß sie welchen gehabt. Die Wahrheit war, daß er es nicht ertragen konnte, einen ganzen Nachmittag ohne einen Blick von

Ellen Adair zu sein. Keine Mutter kann größere Sehnsucht nach ihrem verlorenen Kinde empfinden, als er nach ihrer Gegenwart empfand.

Sie waren beim Thee: Mrs. Cumberland, Ellen und Mr. Seeley. Als Jelly Capitän Bohun meldete, war der Doctor gerade bei seiner zweiten Tasse. Ellen, welche an der Quelle saß, fragte Arthur, ob sie ihm auch eine Tasse anbieten dürfte, worauf er ein grimmiges Nein zur Antwort gab. Er war in blutdürstiger Stimmung. Was hatte der Doctor hier zu sitzen im traulichen Verein mit Ellen Adair?

Mrs. Cumberland's Kopfschmerz war eher schlimmer als besser geworden, meinte sie auf Arthur's Frage, indem sie ihm zugleich für seine Besorgniß um sie dankte. Mr. Seeley hätte ihr am Nachmittag zwei Medicinen — sie glaubte Aether — gegeben, aber es hätte ihrem Kopf nichts geholfen. Arthur schüttelte sein blondes Haar wüthend zurück. So hatte der Mann die Frechheit gehabt, auch Nachmittags so wie Morgens und Abends hierherzukommen! Wie konnte Mrs. Cumberland die Schicklichkeit so weit aus den Augen setzen, ihm zu gestatten, den Thee bei ihr einzunehmen, ihn gar dazu einzuladen, während sie wußte, daß auch Ellen dabei sein würde.

Es wäre vielleicht zu einer Frage gekommen, auf welche der Andere nicht die Antwort schuldig geblieben wäre, denn Mr.

Seeley, der etwas von Arthur's Gemüthsbeschaffenheit merkte, fühlte sich dadurch verletzt, da er sich ebensogut wie Jener für befugt hielt, um die Gunst einer Frau zu werben — wenn Doctor Rane nicht plötzlich eingetreten wäre. Er schien keine Absicht zu haben, sobald wieder zu gehen, denn er vertiefte sich mit seinem Collegen in eine lebhafte Discussion über eine schwierige wundärztliche Frage, welche den ganzen Abend währen zu wollen schien. Arthur stand also auf. Er wäre gern noch geblieben, aber stets fürchtend, lästig zu fallen, bildete er sich ein, Mrs. Cumberland könnte sich über sein Bleiben wundern.

Als er hinaus trat, gingen gerade Francis Dallory und seine Schwester, die auf dem Heimweg begriffen waren, an dem Hause vorüber. Capitän Bohun kehrte mit ihnen um und begleitete sie eine Strecke.

Die Schatten des Abends oder vielmehr schon der Nacht hatten sich bereits über der Erde gelagert, als er heimwärts schritt. Es war die dämmerige Nacht, wie sie dem Sommer eigen. Der Nordwesten erglänzte in den blaugrünen Tinten des Opal, ein paar Sterne blinkten in der Höhe. Doctor Rane wandelte, sein Weib am Arm, in seinem Garten umher.

„Gute Nacht, Betty!" rief Arthur derjenigen zu, die er stets wie seine Schwester betrachtet.

„Gute Nacht, Arthur!“ gab sie zurück, denn sie hatte seine Stimme erkannt.

Nur einige Schritte noch, einige wenige Schritte, und Arthur befand sich in gleicher Höhe mit den Fenstern von Mrs. Cumberland's Empfangzimmer. Es war noch nicht erleuchtet und am Fenster standen der Doctor und Ellen Adair dicht bei einander. Wüthend darüber, starrte Capitän Bohun Ellen geradezu in's Gesicht, ohne ein Zeichen des Erkennens zu geben, und wandte sich dann mit einer verächtlichen Geberde, die in dem Halbdunkel wohl zu unterscheiden war, hinweg und dem Heimwege zu.

Shakespeare hat niemals tiefer in dem menschlichen Herzen gelesen, als wenn er sagt, daß Eifersucht die Nahrung ist, „von welcher es zehrt.“ Arthur Bohun ging fast wie wahnsinnig nach Hause, weniger aus Eifersucht im engen Sinne, als aus Entrüstung über des Doctors unerhörte Anmaßung. Hätte er sein eigen Herz mit ruhigem Blut befragt, er würde darin volles Vertrauen zu Ellen gefunden haben. Doch er ward durch die Leidenschaft der menschlichen Natur beherrscht und irre geführt, und gab sich derselben vorsätzlich hin.

Wie unschuldig war Alles, wie wenig geeignet, seine Furcht zu erregen, hätte Capitän Bohun nur gewußt, wie alles zusammenhing. Es hatte gar keine Einladung zum Thee stattgefunden;

Mr. Seeley war in dem Augenblick gekommen, in welchem sich die Frauen dazu niedergesetzt, und Mrs. Cumberland hatte ihm eine Tasse angeboten. Was das Zusammensein am Fenster anlangte, so hatte Ellen hier gestanden, um die letzte Tageshelle zu ihrer Wollarbeit zu benutzen, vielleicht nur einen Vorwand suchend, um Mrs. Cumberland und den Doctor ungestört ihrer Unterhaltung zu überlassen, und dieser war gerade zu ihr getreten, um gute Nacht zu sagen, als Capitän Bohun vorüberging.

Wenn wir nur stets den wahren Sachverhalt dessen errathen könnten, was uns die Eifersucht in ihrem falschen, trügerischen Lichte zeigt, wie viel glücklicher würden wir in manchen Phasen unseres Leben sein. Arthur Bohun warf sich die ganze Nacht unruhig und schlaflos auf seinem Lager umher und zerbrach sich darüber den Kopf, was Ellen wohl Seeley geantwortet hätte. Daß der Mensch die Kühnheit gehabt, ihr, während sie am Fenster zusammen gestanden, einen Heirathsantrag zu machen, darauf hätte er einen Schwur vor dem obersten Richter Englands abgelegt. Es war eine fürchterliche Nacht, in welcher der Sturm seiner Gefühle und Gedanken ihn beinahe umgebracht hätte. Arthur konnte die „Ode an die Leidenschaften" von Collins sehr gut auswendig; aber es fiel ihm nicht ein, sich eine gewisse Stelle daraus in's Gedächtniß zu rufen und Vortheil daraus zu ziehen.

„Wer zählt, o Eifersucht, die Dir geweihten Lieder,
Der Qualen, die Du schufst, trübseligen Beweis?
Dein Sang, gemischt aus jähem Widerspruch der Laune,
Schmilzt jetzt in Liebe, ras't und sättigt wieder sich in Haß.“

Zehntes Capitel.

Liebe unter Rosen.

Die frühe Morgensonne ist ein großer Reiniger und Klärer. Einbildungen finden nur wenig Raum in dem nüchternen Treiben des täglichen Lebens. Als Arthur Bohun sich erhob, war ihm die Besinnung zurückgekehrt. Sein Verstand sagte ihm, daß Ellen's Liebe ihm gehörte, und daß jede Befürchtung unnütz wäre, sie könnte irgend einem andern Manne ihre Hand reichen, möge er nun Prinz oder Bauer sein. Er mußte sie sehen. Das war nun freilich seine stete Sehnsucht. Doch heute Morgen, nachdem er in seinem Innern so ungerecht gegen sie gewesen, war sein Verlangen nach ihr fast unwiderstehlich. Sein ungeduldiger Fuß hätte ihn nach dem Frühstück sicher sofort zu Mrs. Cumberland getragen, doch sein Trotz hielt ihn davon zurück. Er wollte seine Ungeduld nicht zeigen, sich nicht früher als am Nachmittag dort blicken lassen, und er begann auf alle möglichen Auskunftsmittel zu denken, um sich die Zeit bis dahin zu vertreiben. Er begleitete

Richard den größten Theil des Weges nach Dallory; zurückgekommen, schrieb er an seine Tante, Miß Bohun, und schlenderte dann mit Mr. North zwischen den Blumenbeeten umher. Als der Tag gegen Mittag vorrückte, wanderte sein ruheloser Fuß nach Ham Lane — jenem Seitenpfade, welchen der Leser nicht betreten, seit er Doctor Rane an jenem dunkeln, unheilvollen Abend, mit welchem unsere Geschichte begonnen, hindurcheilen sah. Die Hagedorn-Hecken waren jetzt grün und mit zarten, weißen und rothen Blüthen bedeckt, die Luft von dem Wohlgeruch der Feldrose geschwängert. Capitän Bohun schlug mit seinem Stocke in diese reizenden Hecken, wie er so entlang ging. Als er an die Biegung kam, welche ihn hinaus auf die Dorfgasse geführt hätte, folgte er derselben nicht, sondern schlug den Weg nach einem andern, weniger üppigen Seitenpfade ein, welcher längs der Rückseite der Häuser des Dorfes lief und von den Einwohnern im gewöhnlichen Verkehr „das Hintergäßchen" genannt wurde. Im Vorwärtsschreiten hatte er die Genugthuung, an der Mauer, welche Mrs. Cumberland's Garten von der Rückseite abschloß, vorüberzukommen und das Dach und die Schornsteine ihres Hauses zu sehen. Ob er wohl herumgehen und seine Aufwartung machen sollte? Einige Schritte weiter, gerade an Doctor Rane's Villa vorbei, führte ein Weg, an welchem ein Wirthshaus lag, auf die Landstraße hinaus. Er hatte

sich das Wort gegeben, nicht vor Nachmittag hinzugehen, und nun war es erst zwölf Uhr; sollte er gehen oder sollte er nicht gehen?

Unentschieden, was er thun sollte, ging er langsamen Schrittes weiter und war gerade an der Hinterthüre von Doctor Rane's Garten angekommen, als sich dieselbe öffnete und der Doctor heraustrat.

„Ah, wie geht's?" fragte der Doctor überrascht, Arthur Bohun hier zu sehen. „Wollten Sie durch diese Thüre zu uns? sie war verriegelt."

„Ich ging nur spazieren", gab Arthur unbefangen zur Antwort. „Wie geht es Betty?"

„Ganz gut. Sie ist im Speisezimmer, wenn Sie zu ihr hereinkommen wollen."

Durchaus nicht abgeneigt, der Aufforderung Folge zu leisten, trat Arthur sogleich hinein, während der Doctor seinen Weg fortsetzte. Mrs. Rane war damit beschäftigt, Strümpfe auszubessern. Sie und Arthur waren immer die besten Freunde gewesen, ganz wie Bruder und Schwester. Sie sah, wie immer, lieb und sanft aus, wie sie jetzt dasaß, mit ihrem weichen, lockigen Haar und dem liebevollen Ausdruck in ihren milden, treuen Augen. Arthur setzte sich und plauderte mit ihr, während sein Blick nach dem Nachbar-

haus hinüberschweifte, um die Gestalt Derjenigen zu suchen, die er nicht sah.

„Weißt Du, wie Mrs. Cumberland sich heute befindet?“ fragte er Betty.

„Ich habe nichts gehört. Mr. Seeley ist dort gewesen, denn ich sah ihn mit Ellen Adair im Speisezimmer.“

Arthur's Pulse stockten, das goldblonde Haar stand ihm, figürlich gesprochen, zu Berge, steif und aufrecht.

„Ich denke, sie sind jetzt Beide im Garten“, setzte Betty hinzu.

„Wirklich?“ höhnte Arthur. „Seine Patienten müssen sich sehr wohl befinden, wenn er seine Morgende in einem Garten vertändeln kann.“

Betty blickte von ihrer Arbeit auf. „Ich meinte nicht, daß Seeley dort sei, Arthur — ich meinte Mrs. Cumberland und Ellen.“

Während Betty sprach, sah man Jelly aus dem Hause kommen, sich in's Gebüsch schlagen und wieder mit ihrer Herrin zurückkehren.

„Es ist ein Besuch gekommen, denke ich“, bemerkte Betty.

Capitän Bohun, der nicht anders dachte, als die Götter hätten diese Gelegenheit zu seinen besonderen Gunsten herbeige-

führt, empfahl sich eilends, stieg über das niedrige Gitter und verschwand in der Richtung, aus welcher Mrs. Cumberland gekommen, in dem Glauben, sie müsse ihn zu Ellen Adair führen.

Sie saß auf dem versteckten, reizenden Plätzchen, an welchem wir sie zuerst gesehen, nun aber, ach! nicht oft mehr sehen werden. Die Zeit der Frühlingsblumen war vorüber und die prächtigern des Sommers blühten nun. Eine natürliche Rosenlaube zog sich rings um sie herum, vereint mit anderem üppigen Gebüsch, während die Bäume über ihr sich zu einem Dach zusammenbogen. Die Cascade rieselte wie früher an den künstlichen Felsen sanft hernieder mit melancholisch-einförmigem Gemurmel, in welches die Vögel einstimmten, die ihr Liedlein herüber- und hinübersangen; durch die Bäume schimmerte hier und da ein Stück des großen, freien Rasenplatzes und ein Beet farbenglänzender Blumen. Ellen hatte das Plätzchen häufig für wahrhaft feenhaft gehalten, und es fehlte in der That wenig daran.

Heute war sie mit keiner Arbeit beschäftigt. Ein offenes Buch lag auf dem Gartentische und ihre Wange ruhte in der aufgestützten Hand, von welcher die Spitze des Aermels zurückgefallen war, einer Hand von so durchsichtiger Zartheit, daß sie die Besorgniß erregte, es fehle ihrer Eigenthümerin an gesunder Lebenskraft. Sie hatte ein weißes Kleid an mit einer rosa Busenschleife

und einem ebensolchen Gürtel. Es gab Augenblicke, und dieser war einer derselben, in denen sie übermäßig zart aussah.

Plötzlich ließ sich ein Laut, wie von Fußtritten, vernehmen. Ellen glaubte, daß Mrs. Cumberland zurückkäme, und las weiter, allein sie klangen doch anders, als sie näher hinhorchte. Ihr Herz stand still, um dann in wildem Tumult laut aufzupochen; ihre Pulse flogen und ihr süßes Gesicht glich der Rose, die man Mädchenerröthen nennt. Die Sonne stand wieder am Himmel.

„Guten Morgen, Miß Adair.“

Die Worte wurden in kaltem, grollenden, hochmüthigen Tone gesprochen, und er machte keinen Versuch, ihr die Hand zu drücken. Die Sonne schien sich wieder plötzlich hinter Wolken zu verstecken. Sie machte ihr Buch zu und wieder auf und wieder zu, während ihre Finger zuckten. Capitän Bohun stellte seinen Hut auf die Bank.

„Ich glaubte, Seeley hier zu finden“, sagte er, indem er die Rosen musterte und eine derselben vorsichtig pflückte.

„Seeley?“ rief sie.

„Ja, Seeley. Verzeihen Sie, wenn ich undeutlich gesprochen, Seeley.“

Er stand und sah ihr in's Gesicht, auf welchem die Farbe kam und ging, was seinen Unmuth nur vermehrte.

„Darf ich fragen, ob Sie ihn erhört haben?"

„Erhört!" stammelte sie in höchster Verwirrung. „Erhört — was?"

„Nun, er hat Ihnen doch gestern Abend einen Heirathsantrag gemacht."

„Es war nicht gestern Abend", gab sie mit unklarem Impulse zurück.

„O, dann war es also heute Morgen! Darf ich Ihnen gratuliren oder nicht?"

Ellen beugte sich in tiefer Verstimmung über ihr Buch. Sie hatte sich fangen, die stillschweigende Bestätigung entlocken lassen, daß Seeley sich wirklich um sie beworben. Zudem war sie von den Worten und dem Ton Arthur's verletzt. Hatte er nicht mehr Vertrauen zu ihr? Wie sie in dem Buche so vorwärts und rückwärts herumblätterte, als suche sie nach einer bestimmten Stelle, fiel sein Auge auf den einfachen Goldreifen an ihrem Finger. Es wurde ihm warm um's Herz, allein er gab sich alle Mühe, die sorgloseste Ruhe zu zeigen, und setzte sich so weit von ihr, als es die Bank gestattete, was indessen nicht sehr weit sein konnte, da sie nur für zwei starke Personen Raum bot.

„Ich müßte mich eigentlich umbringen", bemerkte er gleichgültig, indem er an der Rose roch. „Es ist durchaus nicht hübsch

von Ihnen, einen andern Mann anzuhören, während Sie diesen Ring an Ihrem Finger tragen."

Ellen zog ihn herunter und schob ihn ihm auf dem Tische hin. Das erschreckte ihn. Er wurde weiß wie Asche. Er hatte nur aus Eifersucht so gesprochen, nicht weil er wirklich Mißtrauen hegte. Auch sie wurde bleich und preßte ihre Lippen fest zusammen, um das Beben derselben zu unterdrücken. Und so saßen sie ein paar Minuten, die beiden einfältigen Leutchen, sie nach dem Ringe, er nach ihr hinblickend.

„Ist das Ihr Ernst, Ellen?" fragte er mit einer Stimme, in welcher die innere Bewegung kämpfte, ein Beweis, daß er sich bewußt war, wie ernsthaft die Sache wurde.

Sie antwortete nicht.

„Ist es wirklich Ihr Wunsch, mir diesen Ring zurückzugeben?"

„Was Sie sagten, war, denke ich, dasselbe, als wenn Sie ihn zurückgefordert."

„Es war es nicht, das wissen Sie besser."

„Was zanken Sie denn mit mir?"

Er rückte einen Zoll näher und neigte den Kopf gegen sie, indem er mit sanfterer Stimme sagte:

„Der Himmel weiß, daß es bitter genug ist. Habe ich keine Ursache dazu, Ellen?“

Ihre Augen blieben gesenkt, doch die Farbe kehrte in ihre Wangen zurück und ein Anflug von Lächeln theilte ihre Lippen.

„Sie wissen, Ellen, es ist wahrhaft ungeheuerlich, daß ein so gewöhnlicher Mann, wie Seeley, es wagt, seine ehrgeizigen Gedanken bis zu Ihnen zu erheben.“

„Ist es meine Schuld?“ entgegnete sie. „Er hätte sehen müssen, daß — daß — es mir unangenehm sein würde.“

„Was haben Sie ihm gesagt?“

„Daß es unmöglich wäre; daß er sich vollkommen geirrt hätte. Als er fort war, sagte ich es Mrs. Cumberland.“

„Unverschämter Narr! War er unhöflich, Ellen?“

„Unhöflich! Mr. Seeley!“ antwortete sie überrascht. „Ganz im Gegentheil. Er ist stets so höflich und achtungsvoll gewesen, als es ein Mann nur sein kann. Sie verachten seine Stellung, Arthur, aber was seinen Charakter anlangt, so ist er ein ebenso vollkommener Gentleman wie Sie selbst.“

„Ich verachte seine Stellung nur, wenn er versucht, Sie in dieselbe mit hineinzuzwängen.“

„Es war sehr unrecht von Ihnen, mich zu diesem Bekenntniß zu bringen. Ich kann Ihnen sagen, daß ich für mein Theil

mich im höchsten Grade beschämt fühle. Es giebt Dinge, die niemals besprochen werden dürfen; und dies gehört dazu. Nichts kann unzarter sein."

Capitän Bohun, dessen aristokratische Gefühle wieder zurückgekehrt waren, mußte es zugeben. Er fing an, sich ein wenig über sich selbst zu schämen, und zwar in mehr als einer Hinsicht.

„Es soll niemals, so lange ich lebe, über meine Lippen kommen, Ellen. Bei mir ist Seeley's Geheimniß sicher."

Er nahm den Ring und betrachtete ihn eine Weile, als ob er das Gold untersuchte. Ellen stand auf und ging nach einer freiern Stelle. Das Tête-à-Tête nahm einen etwas schwülen Charakter an. An der Cascade holte er sie ein, nahm ihre Hand und steckte ihr den Ring an den vierten Finger.

„Wie oft ist er schon abgezogen worden?" fragte er.

„Heut zum ersten Mal."

„Wohlan, Ellen, hier ist er wieder. Halten Sie ihn noch ein wenig werth. Ich hoffe — ich hoffe — daß es nicht mehr lange dauert —"

Er vollendete nicht, doch sie verstand sehr gut, was er sagen wollte. Ihre Augen begegneten sich, und jeder las in des Andern den Ausdruck leidenschaftlicher Liebe, einer so reinen, idealistischen

Liebe, als sie jemals ein Dichter geträumt. Er drückte die Hand, die in der seinigen lag.

„Vergieb mir meine Heftigkeit, mein Lieb."

Dies eine zärtliche Wort und den verlängerten Druck der Hand ausgenommen, sowie daß die Rose, welche er gepflückt, aus seinem Besitz in den ihrigen übergegangen war, fehlten diesem Beisammensein alle jene charakteristischen Zeichen und Beweise der Zärtlichkeit, ohne welche man sich ein Zusammensein Liebender nicht denken kann. Capitän Bohun enthielt sich derselben absichtlich, und der Himmel weiß, was ihn diese Selbstverleugnung kostete. In seiner überzarten Empfindungsweise mochte er sich nicht eher dazu für berechtigt halten, als bis er offen vor sie hintreten und sagen konnte: Willst Du mein Weib sein?

„Was ist das für ein Buch, Ellen?" fragte er, als sie zurückging, es von dem Tische zu holen.

„Longfellow."

„Longfellow! Soll ich Ihnen daraus vorlesen?"

„Können Sie noch hier bleiben?"

„Bis ein Uhr, wo wir frühstücken, kann ich bleiben."

Sie setzten sich und er begann: „Miles Standish' Liebeswerben." Der blaue Himmel blickte durch das zitternde Laub auf sie hernieder, die Cascade plätscherte, die Bienen summten in der

warmen Luft, die weißen Schmetterlinge umgaukelten Blumen und Blüthen, und Ellen Adair, ihren Schatz, die Rose in den gefalteten Händen, die Augen gesenkt, um das Glück darin zu verbergen, lauschte mit aufmerksamem Entzücken, denn die Stimme klang ihren Ohren süßer, als käme sie vom Himmel.

Die Worte eines andern Dichters — nicht Longfellows, wie Jedermann weiß — passen auf diese Periode im Dasein Capitän Bohun's und Ellen Adair's, als wären sie darauf gedichtet. Einer von ihnen wenigstens wird es in künftigen trüben Tagen selbst anerkennen.

„Liebe nahm das Stundenglas und kehrt' es um
mit heißer Hand.
Stunden rinnen wie Minuten, leicht geschüttelt,
in den Sand."

Es konnte nicht so fortdauern, jetzt nur von der gegenwärtigen Stunde gesprochen. Es war nur zu bald ein Uhr, obgleich er erst zehn Minuten gelesen zu haben schien, und Miles Standish mußte in dem unerquicklichsten Zustand verlassen werden. Ellen stand auf: sie mußte in's Haus.

„Es ist ein Jammer, hier aufzuhören", sagte Arthur. „Soll ich Nachmittag wiederkommen, um es zu beenden?"

Ellen schüttelte den Kopf. Nachmittags mußte sie mit Mrs. Cumberland ausfahren.

Capitän Bohun ging längs der grünen Heckenwege heim und befand sich bald wieder zwischen andern Blumen, denen Mr. North's. Ihr Eigenthümer kam in einem anscheinend aufgeregten Zustand aus seinem Zimmer, einen Brief in der Hand.

„O, Arthur, ich weiß nicht, was ich sagen soll; es thut mir so leid“, rief er jenem entgegen. „Sieh' hier. Als der Postbote heute Morgen kam, war ich zufällig auf dem Platz vor dem Hause und er gab mir zwei Briefe, wie ich dachte für mich, und wie er auch gedacht haben muß, denn er ging mit den übrigen in's Haus hinein. Ich steckte sie in meine Tasche und vergaß sie, Arthur. Meine Brille hatte ich nicht bei mir. Als ich mich ihrer vor einem Augenblick erinnerte, fand ich, daß der eine an Dich und in Sir Nash's Handschrift adressirt ist. Es thut mir so leid“, wiederholte Mr. North in seiner hülflosesten Manier.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, erwiderte Arthur aufgeräumt. „Es wird nichts sein, nichts was von Wichtigkeit wäre“, setzte er hinzu, indem er den Brief öffnete. Als aber seine Augen über den Inhalt glitten, nahmen seine Mienen einen erschreckten Ausdruck an.

„Also doch!“ rief Mr. North, als ob ihm schon die Thränen nahe wären. „Etwas Schlimmes, und der Aufschub hat Unheil angerichtet.“

„Es ist nichts Schlimmes — wenigstens nicht in dem Sinne, wie Sie denken“, wiederholte Arthur — denn er würde des alten Mannes Sorgen um nichts in der Welt noch vergrößert haben. „Mein Oheim sagt, daß James nicht so wohl ist, als er es wünschte. Er will, daß ich sogleich zu ihm komme und bei ihnen bleibe. Sie können es selbst lesen, Papa.“

Mr. North setzte seine Brille auf. „Ich sehe, Arthur, Du wärest sicher gleich am Morgen hinübergefahren, hätte ich nicht den Brief behalten. Es war ganz einfältig von dem Postboten, ihn mir zu geben.“

Arthur lachte. „Solche Eile hätte ich wirklich nicht gehabt; es ist ja auch gar keine Nothwendigkeit dazu vorhanden. Indessen denke ich, daß ich heute Nachmittag hinüberfahren werde.“

„Ja, thue das, Arthur. Und sage es Sir Nash, daß es meine Schuld war. Kannst ihm erzählen, daß ich vergeßlich werde und zu nichts mehr nütz bin; nur noch um umgehauen zu werden, Arthur, um umgehauen zu werden!“

Arthur Bohun zog des alten Mannes Arm liebevoll durch den seinen und führte ihn in sein Zimmer zurück. Wenn Mr. North alt geworden, so war er es weniger durch die Zahl der Jahre, als durch die von Madame täglich an ihm verübten Quälereien;

und Arthur hätte sein Herzblut hingegeben, um diese wieder gut zu machen, hätte er nur gewußt, wie.

„Sie sollten mich begleiten, Papa, es wäre eine kleine Abwechselung. Sir Nash würde sich so freuen, Sie zu sehen."

„Ich mit Dir gehen! Ich könnt's nicht, Arthur; ich bin nicht mehr dazu geeignet. Und der Strike währt immer noch, weißt Du, da ist mein Platz derweilen hier. Die Leute sehen mich noch für ihren Herrn an, obgleich Dick — es thatsächlich ist. Und es ist auch noch etwas Anderes, Arthur — ich wäre nicht im Stande, meine Rosen zu verlassen, nun sie gerade in Blüthe stehen."

Arthur lächelte. Der letzte Grund war der überzeugendste von allen. So blieb Mr. North zurück und Arthur reiste noch denselben Nachmittag nach London.

Elftes Capitel.

Die Tontine.

Wenn der Leser wüßte, welch' eine wichtige Stelle die Tontine mit ihren Resultaten in unserer Erzählung einnimmt, er würde sich mit Interesse über das Wesen einer solchen unterrichten.

Tontinen können auf verschiedene Art eingerichtet sein und sind es auch thatsächlich. Bei dieser in Whitborough gegründeten war die Einrichtung folgendermaßen:

Zehn Personen hatten je die gleiche Summe zu einem gemeinschaftlichen Fonds zusammen und im Namen von zehn Kindern, die alle unter einem Jahre alt waren, angelegt. Dieses Geld war ein eisernes Kapital, dessen Zinsen wieder verzinst wurden, bis nur eins der Kinder noch am Leben war. Dieses, das zuletzt überlebende, sollte dann die ganze Summe bedingungslos ausgezahlt erhalten.

Von jenen zehn Kindern, deren Namen in der Urkunde eingetragen worden, waren Oliver Rane und Betty North die ein-

zigen, die noch am Leben waren. Mr. North hatte die Tontine oft eine unglückliche genannt, denn ihre Mitglieder starben schnell nach einander dahin. Seit sieben Jahren waren nur noch drei übrig gewesen, und nun war einer von diesen, George Massey, den früher vorangegangenen gefolgt. Unter gewöhnlichen Umständen würde die Tontine durchaus keine Commentare bei dieser Gelegenheit hervorgerufen, sondern ruhig bis zu Ende bestanden haben, das heißt, bis einer der beiden Ueberlebenden mit Tode abgegangen wäre. Der Andere hätte das Geld ausgezahlt erhalten und es wäre kein Wort weiter darüber verloren worden, ausgenommen, daß der Letzte viel Glück gehabt.

Allein es war ein außerordentlicher Fall eingetreten, indem die beiden Ueberlebenden Mann und Frau waren. Damit ihnen das Vermögen zufallen könnte, mußte einer von ihnen sterben. Es war gewiß eine seltsame Situation und sie wurde in der ganzen Gegend auf's Lebhafteste besprochen. Dallory, welches, was den Klatsch betraf, andern Orten nichts nachgab, machte es zu dem oft erwähnten neunten Wunder. In der allgemeinen Stockung, zu welcher der Strike die Veranlassung gegeben, nahmen die Leute das Tontine-Thema förmlich mit einem Gefühl der Erleichterung auf.

Die Tontine war indessen von keinem reellen Nutzen für die

übriggebliebenen Mitglieder, das heißt: für sie als ein Paar, und so lange sie ein solches waren, konnte das Geld nicht gezahlt werden. Wenn Betty starb, fiel es Doctor Rane zu; wenn Doctor Rane starb, Betty. Ein Drittes gab es nicht. Das Geld war nun gerade einunddreißig Jahre verzinst worden; wie lange es noch verzinst werden würde, konnte Niemand voraussehen. Nach menschlicher Berechnung wohl nochmals einunddreißig Jahre, denn Doctor Rane sowohl wie seine Frau besaßen allem Anschein nach eine feste, gesunde Constitution. Sie konnten selbst zehn bis zwanzig Jahre darüber leben und doch noch nicht sehr betagt sein. So stand die Sache, und Dallory machte sie ohne Umstände zu der seinigen.

Aber doch in ganz anderer Art, wie Doctor Rane und seine Frau. Diese brauchten Geld, und diese ungeheure Summe (ungeheuer für sie), welche auf der Schwelle ihres Hauses lag, aber nicht hereinkommen durfte, wurde für sie zu einer Tantalusqual, welche die Feder nicht zu beschreiben vermag. Richard North hatte in seiner Berechnung beinahe das Richtige getroffen. Die Summe, wie sie jetzt stand, belief sich auf ein Bedeutendes über zweitausend Pfund. Die runde Summe war indessen groß genug, um damit Luftschlösser zu bauen, auch ohne die Bruchtheile, die noch drum und dran hingen. Zweitausend Pfund! Zweitausend Pfund

ihr Eigenthum von Rechts wegen, und doch durften sie sie **nicht** berühren, weil einer von ihnen nicht todt war!

Wie viele Stunden sie im Gespräch über diese Angelegenheit verbrachten, wäre schwer zu berechnen. Sobald die Abenddämmerung eintrat, wo sie auch immer sein oder womit sie sich beschäftigen mochten, sie kamen sicherlich darauf zu sprechen. Im Speisezimmer, wenn es zu dunkel für Doctor Rane zum Schreiben geworden; im Empfangszimmer, in welches Betty ihn lockte, um ihm eins ihrer einfachen Lieder vorzusingen; im Garten, wenn sie dort Arm in Arm wandelten, die Sterne am sommerlichen Himmel über sich und rings umher das rauschende Laub: immer und überall wurde das Thema besprochen. Die Tontine und nichts als die Tontine. Es war kein Wunder, daß sie Pläne zu machen begannen, was sie thun würden, wenn das Geld ihnen gehörte, und wir alle wissen, wie leicht die Einbildungskraft mit uns davonläuft und uns unsere Wünsche und Hoffnungen schon als Wirklichkeit betrachten läßt. Doctor Rane malte sich eine glänzende Zukunft aus. Mit zweitausend Pfund in der Hand konnte er sich in der feinsten Gegend Londons niederlassen und sich sowohl in ärztlicher als gesellschaftlicher Beziehung angemessen einrichten, und es bliebe dann noch Geld genug zum Leben für sich und seine Frau, während die Praxis sich allmälig mehrte. Betty ging

auf Alles mit eben solchem Eifer ein, wie er. Nachdem sie sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, Dallory zu verlassen, kam ihr die Möglichkeit des Bleibens niemals mehr in den Sinn. Sie mußte natürlich annehmen, daß sein lebhaftes Verlangen, sein fester Entschluß fortzugehen, nur im Interesse eines geeigneteren Wirkungskreises in ihm entstanden wären; er war sich indessen sehr wohl bewußt, daß es die Furcht vor einer gewissen Entdeckung war, die sein Gewissen beständig quälte, welche ihm den Ort von Tage zu Tage unerträglicher machte. Er mußte fort von hier, koste es, was es wolle; fort, fort, um jeden Preis! Es lag ein eigener Reiz in jenen Abendunterhaltungen, in jenen Plänen und Entwürfen, die sich unwillkürlich zu glühenden Hoffnungen gestalteten. Doch, wozu führte es, sich denselben hinzugeben, wenn das Geld aus der Tontine ihnen niemals gehören dürfte, ehe deren Uhrwerk nicht vollständig abgelaufen war, d. h. ehe das Schicksal nicht einen von ihnen hinweggerafft? Jedesmal, sobald diese vernichtende Erinnerung über sie kam, fiel Doctor Rane in ein düsteres Schweigen. Vermöge eifrigen und tiefen Nachdenkens sah er, oder glaubte er allmälig einen Weg zu sehen, auf dem sich ihre Hoffnungen dennoch realisiren ließen, und das war der, die Curatoren zu vermögen, das Geld ihm und seiner Frau zusammen mit einem Male auszuzahlen.

Während dessen dauerte der Strike unverändert fort. Nicht ein Mann nahm die Arbeit auf; keiner wollte einen Schlag thun, es sei denn, daß er dafür bezahlt wurde, wie es ihn recht dünkte, und er nach seinem eigenen Belieben Feierabend machen durfte. Nach der Ungenirtheit dieser Forderungen hätte man glauben sollen, daß die Leute die Herren, und North und Gaß die Untergebenen gewesen wären. Entbehrungen aller Art fingen an sich geltend zu machen, die Kleidungsstücke wurden spärlich, die Gesichter spitz. Da war kein Zweigroschenstück übrig zu Luxusgegenständen, und zu diesen muß in knappen Zeiten der Beistand eines Arztes gerechnet werden. Es versteht sich daher von selbst, daß die öffentlichen Zustände keineswegs dazu beitrugen, die Taschen Doctor Kane's zu füllen.

Als eines Tages Mr. North seinem ausgewähltesten Nelkenbeet gegenüber auf einer Rasenbank saß, legten sich von hinten plötzlich zwei Arme liebevoll um seinen Nacken. Er war eben im Einschlummern gewesen und fuhr etwas erschreckt in die Höhe.

„Betty, Kind, bist Du es?“

Es war in der That Mrs. Kane, deren Schritt auf dem weichen Gras unhörbar gewesen. Sie trug ein luftiges Jaconetkleid und eine schwarzseidene Mantille; ihr einfacher Strohhut stand ihr gut zu dem in Locken rings herabfallenden Haar.

Betty sah stets eigen und einfach aus und immer wie eine Lady. — „Habe ich Dich erschreckt, Papa?"

„Nein, mein liebes Kind. Als ich die Arme fühlte, glaubte ich, es wäre Mary Dallory. Sie fällt manchmal so unerwartet über mich her. Hier ist Platz, Betty."

Er rückte zur Seite und sie setzte sich. Es war ein sehr warmer Vormittag und Betty löste die Bänder ihres Hutes. In ihrem Gesicht lag ein etwas müder Ausdruck, wie wenn sie gerade viel mit häuslichen Sorgen zu kämpfen hätte. Es war in der That der Fall, doch Alles um Oliver's willen. Wenn das Geld nicht so einkam, wie es ein gemächlicher Hausstand verlangte, so machte sie sich für sich selbst nichts daraus, sondern nur für Oliver.

„Papa, ich bin gekommen, um mit Dir zu reden", begann sie, ihre Hände zärtlich auf sein Knie legend. „Es ist wegen des Geldes aus der Tontine. Oliver meint, daß es uns gemeinschaftlich ausgezahlt werden könnte; daß es sogar ausgezahlt werden sollte."

„Ich weiß, daß er das meint", erwiderte Mr. North. „Es kann aber nicht geschehen, Betty."

Ihr Gesicht verlängerte sich etwas. „Glaubst Du nicht, Papa?"

„Ich weiß es, mein Kind, nein."

„Papa, ich bin gerade deshalb hergekommen, um Dich zu bitten, daß Du Deinen Einfluß auf Mr. Thomas Ticknell in unserem Interesse verwenden möchtest. Oliver weiß nichts von meinem Schritt. Er sagte nur gestern Abend, als wir davon sprachen, daß, wenn Du veranlaßt werden könntest, ein gutes Wort für uns einzulegen, die Bank dies berücksichtigen würde. So nahm ich mir vor, heut Morgen gleich zu Dir zu gehen und Dich zu bitten."

„Die Bank würde in dieser Sache weder auf mich, noch auf sonst Jemand hören, Betty. Es ist gegen die Bestimmungen, die Tontine auszuzahlen, während noch zwei von den Mitgliedern am Leben sind, und die Ticknell's sind zu genau, um das zu riskiren. Ich würde es an ihrer Stelle auch nicht thun."

„Oliver sagt so, Papa: Das Geld muß nach dem natürlichen Lauf der Dinge entweder ihm oder mir zufallen, je nachdem ich oder er zuerst stürbe. Wir haben daher das gleiche Interesse daran und besitzen dieselben Chancen, das Geld zu bekommen. Kein Anderer in der ganzen weiten Welt, als wir beide, hat den kleinsten Anspruch darauf, oder kann jemals einen erheben. Wir sind die einzigen Ueberlebenden von den Zehn; alle Uebrigen sind todt. Warum sollten nun die Curatoren nicht über den Buch-

staben der Bestimmungen hinausgehen und uns das Geld auszahlen, so lange es uns noch beiden nützen kann? Oliver sagt, sie müßten es thun."

„Ich weiß, ich weiß", bemerkte Mr. North.

„Hat Oliver mit Dir gesprochen, Papa?"

„Nein. Ich hörte es von Dick. Dick war gestern zufällig auf der Bank, und Thomas Ticknell erwähnte gegen ihn, daß Rane dieses Verlangen an ihn gestellt hätte. Dick sagte, Sir Thomas wäre ganz entsetzt darüber gewesen, und sie hätten Doctor Rane geantwortet, daß, wenn sie auf so etwas eingingen, es nicht viel besser als ein Betrug wäre."

„Das haben sie in der That geantwortet", erwiderte Betty. „Als Oliver nach Hause kam und es mir erzählte, mußte er herzlich darüber lachen — trotz seiner Enttäuschung. Das Geld ist thatsächlich unser Eigenthum, wo könnte also der Betrug liegen?"

„Thatsächlich Euer Eigenthum sein und es gesetzlich sein, sind zwei verschiedene Dinge, Betty. Von Euch Frauenzimmern kann man natürlich nicht verlangen, daß Ihr etwas von Geschäften verstehen sollt, aber Dein Mann weiß darin Bescheid. Gewiß, es wäre ein großes Glück für Euch beide, die zweitausend Pfund zu bekommen, während Ihr beisammen seid, aber von den Bankiers

wäre es ungesetzlich, es zu thun, und sie haben recht, es zu verweigern."

„Dann glaubst Du also, daß wir keine Aussicht haben, Papa?"

„Nicht die geringste, mein Kind."

Es trat eine Pause ein. Mr. North musterte seine Nelken, Betty starrte mit verlorenem Blick in den tiefblauen Sommerhimmel, als ob sie dort die Lösung der schwierigen Frage zu finden hoffte. Trotz ihres Vaters Ansicht von der Sache erschienen ihr die Gebrüder Thomas und William Ticknell überaus hartherzig.

Die Gebrüder Ticknell waren die ersten Bankiers von Whiteborough. Als die Tontine gegründet wurde, hatte man die beiden Brüder, damals junge Leute, mit einem Dritten, einem Mr. Wilson, zu Curatoren derselben ernannt. Im Laufe der Jahre starb Mr. Wilson, und Thomas und William Ticknell wurden allmälig alte Leute; sie waren jetzt nicht mehr weit von den Siebzigern. Diese beiden Herren besaßen die Vollmacht über die Gelder der Tontine. Sie waren brave, ehrenwerthe Leute, von Natur zur Vorsicht geneigt, die sich in Allem, was das Geschäft betraf, an strenge Regeln hielten. Die zunehmenden Jahre hatten nicht dazu beigetragen, sie weniger vorsichtig zu machen, oder ihre

strengen Grundsätze zu mildern; und als Doctor Rane sie um eine Privatunterredung bat und ihnen den Vorschlag machte, die Gelder der Tontine ihm und seiner Frau gemeinschaftlich auszuzahlen, ohne den Tod eines von ihnen abzuwarten, sträubten sich den alten Herren die wenigen weißen Haare empor, welche ihnen noch auf dem Kopfe geblieben.

Wirklich erschien ihnen der Vorschlag fast wie ein Betrug. Doctor Rane zeigte ihnen die Sache und die Ausführbarkeit derselben im günstigsten Lichte, und es muß anerkannt werden, daß es seiner innigsten Ueberzeugung nach eine Forderung war, die sie nicht nur erfüllen durften, sondern die zu erfüllen auch recht und ehrenwerth war. Alles umsonst. Sie hörten ihn höflich an, aber blieben hart wie Stein. Zufälliger Weise kam Richard bald nach dieser Unterredung in Geschäften zu ihnen, und die Brüder — sie waren die Bankiers von North und Gaß — erzählten ihm im Vertrauen von dem Ansuchen Rane's. Richard theilte es seinem Vater mit, und so kam es, daß Mr. North Betty ohne Ueberraschung hatte anhören können.

Von dem engen, gesetzlichen Standpunkt aus betrachtet, waren die Herren Ticknell sicher in ihrem Recht, aber im weitern Sinne genommen, konnte wiederum kein Zweifel darüber obwalten, daß ihr starres Festhalten am Buchstaben wie eine Härte gegen Oliver

Kane und seine Frau erschien. Die wesentliche Frage, welche sich dem Geiste Richard's aufdrängte, war die: würden, wenn sie das Geld aushändigten, die Gebrüder Ticknell vor allen späteren Consequenzen gesichert sein? Sie sagten: nein. Auf Richard's Vorschlag, daß man einen Rechtsanwalt zuziehen sollte, gab Sir Thomas Ticknell zur Antwort, daß sie, wie auch die Entscheidung eines Rechtsanwalts lauten möge, niemals die Verantwortlichkeit auf sich nehmen würden, die Gelder der Tontine auszuzahlen, so lange noch zwei Mitglieder derselben am Leben wären. „Und ich denke, sie werden wohl recht haben", hatte Richard hinzugesetzt, als er seinem Vater von jenem Gespräch Bericht erstattet. Mr. North wiederholte dies seiner Tochter, während sie neben ihm auf der Bank saß. Betty hörte ihm mit respektvollem Schweigen zu, schüttelte aber doch den Kopf.

„Papa, so großes Vertrauen ich auch zu Richard's Urtheil habe und so sehr ich von seinem Verstande überzeugt bin, hier bin ich sicher, daß er Unrecht hat. Es ist sonderbar, daß er gegen mich und Oliver Partei nimmt."

„Gerade wegen seines gesunden Urtheils, liebes Kind", antwortete Mr. North offenherzig. „Auf seine Unparteilichkeit kann ich schwören. Wenn er zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen zu entscheiden hat, stellt er sich allemal, oder versucht es wenig=

stens, sich auf jeden der beiden Standpunkte zu stellen, erwägt das Für und Wider beider Theile und kommt zu einem unparteiischen Urtheil. Sieh zum Beispiel diesen Strike an: Dick ist beschuldigt worden, sich auf die Seite der Arbeiter zu neigen, indem er sich mit ihnen auf freundschaftliche Widerlegungen und Beweisführungen eingelassen hat, etwas, was die wenigsten Fabrikherren thun würden. Aber er thut's, weil er sieht, daß sie wirklich glauben, das Recht sei auf ihrer Seite, und weil er ihre Ueberzeugungen achtet, wie irrig sie ihm auch erscheinen mögen."

„Richard glaubt doch nicht, daß die Leute keinen Tadel verdienten!" rief Mrs. Rane.

„Nach seiner Ansicht trifft der Tadel hauptsächlich die Gewerkvereine. Die Leute wurden anfangs durch allerhand Vorspiegelungen dazu gebracht, diesen ihr Ohr zu leihen, und jetzt können sie ihren Befehlen den Gehorsam nicht mehr verweigern: sie haben sich ihnen mit Leib und Seele ergeben, Betty, und können ihnen ebensowenig entfliehen, wie der Gefangene seinem Gefängniß. Das ist Richard's Ansicht, wohl gemerkt, und sie macht ihn milde über die Gebühr. Hätte ich die Macht und die Mittel dazu, ich würde versuchen, sie auf einem anderen Wege zur Raison zu bringen."

„Auf welchem Wege, Papa?"

„Betty, wenn ich wäre, was ich einst war — ein reicher, vom Geschäft unabhängiger Mann — ich würde die Fabriken ein für allemal schließen, sie abbrechen, anstecken, wenn es sein müßte, Alles, nur sie nicht wieder eröffnen. Die Industrie könnte gehen, wohin sie wollte, und die Arbeiter hinterdrein, oder hierbleiben und verhungern, wie es ihnen beliebte. Ich würde mich schönstens bedanken, mir meinen Frieden durch diese Strikes rauben und mir durch Leute, die ich beschäftigt und gut bezahlt habe, Vorschriften machen zu lassen. Du kennst gewiß das alte Sprichwort: Wer sich die Nase abschneidet, verdirbt sich das Gesicht. Und daß sie das gethan, werden sie über kurz oder lang erkennen. Sie werden's erkennen, Betty, zu ihrem Schaden, so sicher als wir beide hier sitzen."

Mr. North griff dabei nach der Haue, die an der Seite der Bank angelehnt stand, und schlug damit leicht auf den Boden, vielleicht in der Absicht, seinen Worten dadurch mehr Nachdruck zu geben. Betty ging von dem Strikethema zu demjenigen über, welches ihr mehr am Herzen lag.

„Richard ist ehrlich, gewiß, Papa; er würde niemals etwas sagen, was er nicht auch dächte; allein er kann sich doch einmal irren. Ich bin völlig unfähig zu begreifen, wie er es für recht von den Ticknells halten kann, daß sie die Auszahlung des Geldes

verweigern. Es wäre etwas anderes, wenn auch nur der kleinste, unbedeutendste Grund vorhanden wäre, es uns vorzuenthalten: es ist aber keiner."

„Sieh mal, Betty. Wenn sie genau nach dem Buchstaben der Bestimmungen verfahren wollen, können sie es nicht thun. Das Document über die Tontine lautet in allen Punkten so bestimmt, wie nur irgend ein Document lauten kann. Es sagt ausdrücklich, daß neun Mitglieder todt und nur der zehnte übrig sein muß, ehe das Geld von dem Ort, wo es deponirt worden, herausgezogen werden kann. Die Ticknells können darüber nicht fortgehen."

„Papa, vergieb mir — Du solltest nicht sagen: können nicht, sondern wollen nicht", sagte Mrs. Kane. „Sie könnten es thun, wenn es ihnen so beliebte. Sie haben unumschränkte Vollmacht zu handeln, sie sind Niemand verantwortlich. Wenn sie morgen Oliver das Geld auszahlten, könnte keine Seele in der Welt, von der Königin auf dem Thron an, bis zu dem jüngsten Schreiber in ihrem Comptoir, sie dafür zur Rechenschaft ziehen. Nicht der strengste Richter des Tribunals würde zu ihnen sagen: Ihr habt Geld ausgezahlt, welches ihr kein Recht zu zahlen hattet."

„Halt ein bischen, Betty — das ist eben der schwache Punkt.

Die Ticknells sagen, daß, wenn sie jetzt das Geld herausgäben, es später nochmals von ihnen gefordert werden könnte."

Betty saß wie erstarrt da. „Wie könnte das geschehen?"

Mr. North nahm seinen Strohhut ab und kratzte sich den Kopf, ehe er antwortete. Es war eine schwierig zu beantwortende Frage.

„Dick drückte sich etwa so aus, mein Kind; das heißt, Thomas Ticknell hatte sich gegen ihn so ausgedrückt: Im Fall Du stürbest, Betty, und Deinen Mann mit Kindern zurückließest, oder umgekehrt, wenn er stürbe und Dich mit Kindern zurückließe, so könnten diese Kinder zu den Ticknells kommen und das Geld nochmals verlangen. Oder Rane könnte es fordern, wenn er Dich überlebte, oder Du, wenn er zuerst stürbe. Ich denke, das ist ungefähr was Dick sagte, doch mein Gedächtniß ist nicht mehr so gut, wie es gewesen."

„Als wenn wir so ehrlos handeln würden! Und außerdem — es wäre wohl keine Möglichkeit, das Geld zweimal zu fordern. Sobald wir es empfangen, hätten Ticknells doch unsere Quittung darüber in Händen."

Mr. North schüttelte den Kopf. „Die Gesetze sind voll von Spitzen und Widerhaken," sagte er. „Wenn die Curatoren Dir und Deinem Manne das Geld aushändigten gegen die Bestim-

mungen der Urkunde, so glaube ich, daß es noch die Frage wäre, ob der überlebende Theil von Euch sie nicht dazu anhalten könnte, das Geld nochmals zu zahlen."

Betty hörte mit zurückgehaltenem Athem. „Bist Du der Ansicht, daß sie dazu angehalten werden könnten, Papa?" fragte sie.

„Na, ich weiß nicht, Betty. Ich glaube beinahe, daß es nicht ganz unmöglich wäre. Dick sagt, sie thun als vorsichtige Leute recht, die Proposition zurückzuweisen. Von Einem aber mögt ihr fest überzeugt sein, Du und Oliver — daß die Ticknell's nichts bewegen kann, es zu thun, so lange Bäume auf der Erde wachsen."

Betty seufzte und fing an, ihre Hutbänder zuzubinden. Sie konnte sich keine Vorstellung machen, daß das Auszahlen des Geldes die Curatoren in irgend welche Verlegenheit, ob wirkliche oder eingebildete, bringen könnte, und die Hoffnung verließ sie von diesem Augenblick an. Sie war von Natur eben so gerecht wie Richard, und konnte daher nicht einmal wünschen, daß die Bankiers das Risico übernehmen sollten.

„Dick ist zu Hause, liebes Kind; im Fall Du ihn fragen möchtest, was Thomas Ticknell gesagt hat, würde er es Dir besser erklären können, als ich es gethan. Es hat jetzt Morgens keine Eile mit dem Fortgehen: sind keine Fabriken in Thätigkeit, zu denen er hin müßte."

„Ich habe genug gehört, Papa; ich verstehe es jetzt ganz gut," gab Mrs. Rane zur Antwort. „Es wird eine schreckliche Enttäuschung für Oliver sein, wenn er hört, daß keine Hoffnung, keine Aussicht bleibt. Es wäre eine so große Hülfe für uns gewesen."

„Er hat keinen guten Verdienst, nicht wahr, Betty?"

„Nein. Besonders seit dem Strike. Die Leute können ihn nicht bezahlen."

„Seeley muß es ebenso wie Oliver empfinden."

„Nicht halb so sehr, nicht ein Viertel so. Er hat seine Praxis unter den reicheren Classen. Nun, wir müssen Geduld haben. Oliver hat recht, wenn er sagt, daß das Glück uns jetzt nicht zu lächeln scheint."

„Wenn ich eine Huntertpfundnote oder dergleichen Dir zukommen lassen könnte, um Euch über diese schlechten Zeiten hinwegzuhelfen, thäte ich es nicht mehr wie gern, Betty. Aber ich kann nicht. Sag' es Oliver. Der Strike bringt uns täglich neue Verlegenheiten, und ich weiß nicht, wo das enden wird. Es war schon vorher schlecht genug, wie Du weißt, doch da konnten wir noch immer zu Richard unsere Zuflucht nehmen."

„Richard wird auch jetzt für Dich sorgen, Papa; mache Dir keine Gedanken darüber. In einer oder der andern Weise wird

er es thun, davon bin ich überzeugt. Was uns anlangt, wir sind jung und können auf bessere Zeiten warten."

Ihre Worte klangen heiter und vielleicht war sie es auch; in ihrer sanften Natur lag ein gut Theil Sonnenschein.

„Ich wundere mich, daß Oliver's Mutter ihn nicht unterstützt," bemerkte Mr. North.

„Den guten Willen hat sie sicher, aber sie verbraucht für sich selbst jeden Heller ihres Einkommens, und mehr als das, denke ich manchmal. Sie ist von Luxus umgeben, und ihr Umherreisen kostet einen schönen Groschen. Mrs. Cumberland ist keine Frau, welche sich einschränkt, und an den verschiedenen Orten, an welchen sie sich aufhält, mit billigem Quartier vorlieb nimmt. Manchmal reist sie mit Extrapost, weißt Du; es ist bequemer, sagt sie, und das ist sehr kostspielig."

„Du kommst doch ein wenig herein, nicht wahr Betty?" sagte er, als sie sich erhob. „Miß Field und Mathilde saßen vorhin in der Halle, weil es dort kühl ist."

Sie war einen Augenblick unschlüssig, ging aber dann mit ihm dem Hause zu. Mrs. Kane's Besuche in demselben waren seltene. Madame war seit ihrer Heirath noch nicht wieder freundlich gegen sie gewesen und hatte sich ebensowenig herabgelassen, Betty's Haus zu betreten.

Die Halle war leer. Betty war im Begriff, in das Empfangszimmer zu gehen, um Mathilde aufzusuchen, als sich die Thüre desselben öffnete und Madame darin erschien. Sie standen sich dicht gegenüber. Madame warf hochmüthig den Kopf empor, trat zurück und schlug die Thür Betty vor der Nase zu. Doch in demselben Augenblicke streckte sich eine Hand über Betty's Schulter aus und stieß die Thüre weit auf.

„Mit Verlaub, Madame, Raum für meine Schwester," sagte Richard ruhig und führte diese in's Zimmer, als wenn sie eine Herzogin gewesen wäre. Madame zog ihre Spitzenmantille fester um ihre Schultern und verließ ohne ein Wort oder einen Blick majestätisch das Zimmer. Es war nichts mehr als die gewöhnliche Nichtachtung, mit welcher sie Betty stets begegnete, aber Richard hatte dabei das Blut gekocht.

Daß die Weigerung der Curatoren, die Gelder der Tontine auszuzahlen, unwiderruflich sei, darüber konnte kein Zweifel mehr bestehen; dennoch wollte Oliver Rane noch immer nicht daran glauben. Die Geschichte wurde laut, wie fast Alles, was in Dallory vorging, und viele Leute nahmen für ihn Partei. Es wäre eine wahre Schande, meinten sie, daß ein Mann und seine Frau nicht zusammen in den Genuß des Geldes kommen sollten, welches ihnen von Rechts wegen zukäme, sondern daß sie gegen-

seitig auf ihren Tod warten müßten, ehe es Einer bekommen konnte. Jelly's Zunge war ganz besonders geschäftig. Doctor Rane gehörte im Ganzen nicht zu ihren Lieblingen, aber in dieser Sache nahm sie sich warm seiner an.

„Es ist eine große Versuchung," bemerkte Jelly zu einigen auserlesenen Freunden eines Abends bei Ketler's, wohin sie sich begeben, um dem Manne über sein Beharren beim Strike den Text zu lesen, denn dieser Bewegung war Jelly durchaus feindlich gesinnt.

„Eine Versuchung?" wiederholte Tim Wilks achtungsvoll, welcher ebenfalls anwesend war. „In welcher Hinsicht, Miß Jelly?"

„In welcher Hinsicht," erwiderte Jelly fast spöttisch. „Nun das Geld zu stehlen, wenn man's kriegen kann, oder den beiden alten Bankiers die Köpfe einzuschlagen. Wenn Einem sein Eigenthum vorenthalten wird, bloß weil es zwei solchen übellaunigen Geldsäcken einfällt, so ist das wohl genug, um Einen desperat zu machen, Tim Wilks."

„So ist es, Miß," stimmte Tim gehorsam bei.

„Wenn meine Herrin mir meinen Lohn verweigert — und das sind zwanzig Pfund jährlich und ihre abgelegten seidenen Kleider obendrein — so würde ich darum kämpfen, das weiß

ich; ihn vielleicht sogar stehlen. Und dies hier sind zweitausend Pfund."

„Zweitausend Pfund!" rief der ehrliche Ketler im leisen Tone der Ehrfurcht, während er seine Hände aufhob. „Und sie dem Doctor vorzuenthalten, bloß weil seine Frau nicht todt ist! Es ist wirklich eine Schande."

„Ich will nichts gesagt haben, aber Manchen könnte es noch in eine andere Art von Versuchung führen, als die welche Miß Jelly erwähnte," warf Timotheus Wilks zögernd ein.

„Und bitte, was könnte das für eine sein?" fragte Jelly in scharfem Tone, denn sie hielt darauf, Timotheus vor Leuten stets den Daumen auf's Auge zu drücken.

„Seine Frau aus dem Wege zu schaffen, um in den Besitz des Geldes zu kommen, Miß Jelly," sagte Tim mit abbittendem Blick. Die Worte verursachten eine lautlose Stille.

„Sie — Sie meinen doch nicht, Sie wollen doch nicht sagen: die Frau zu ermorden!" schrie Mrs. Ketler, die eine ängstliche Seele und leicht erschreckt war.

„Ja, das wollte ich sagen," erwiderte Timotheus Wilks. „Es giebt gewiß welche, die es thäten. Von Doctor Kane ist natürlich nicht die Rede. Ich nahm den Fall nur von einem schlechten Menschen an, nicht von ihm."

Zwölftes Capitel.

Am Meeresstrande.

Der Sommer neigte sich allmälig zu Ende. An einem kleinen, wenig besuchten Strandort der Ostküste hatte sich Mrs. Cumberland häuslich niedergelassen. Sie hatte eine Etage in einem der wenigen guten Häuser daselbst bezogen — Häuser, welche während der Saison zu enormen Preisen an die Fremden vermiethet wurden — und wohnte darin mit Ellen Adair und einem Mädchen zur Bedienung. Diesmal nicht Jelly, sondern das Hausmädchen Anna. Mrs. Cumberland's Villa in Dallory sollte während ihrer Abwesenheit innen neu gemalt und geweißt werden, und so hatte sie es für gut befunden, Jelly zur Beaufsichtigung dieser Arbeiten daheim zu lassen und Anna an ihrer Stelle mitzunehmen.

Sie waren nun bereits seit mehreren Wochen an diesem Orte — Eastsea war der Name desselben — und Ellen meinte, sie würden gar nicht mehr von hier fortkommen. Etwas Lang-

weiligeres, als diesen Aufenthalt, konnte sie sich nicht vorstellen. Arthur Bohun war bei seinem Onkel in London, wo er sich schon seit längerer Zeit aufhielt. Es waren mehrere Wochen vergangen, die Ellen ebenso viele Monate dünkten, seit sie sich zum letzten Male gesehen. James Bohun war noch immer unwohl, sein Zustand war indessen sehr veränderlich; zu Zeiten schien es, als sei er vollkommen genesen, zu andern wieder, als sei er nichts weniger als gesund. Er wollte sich nicht von Arthur trennen, und Sir Nash sagte, dieser dürfe nicht daran denken, abzureisen. Unter diesen Umständen war Arthur natürlich gezwungen, zu bleiben.

Auch noch eine andere Person befand sich in sehr veränderlichem Zustande, nämlich Mrs. Cumberland. Ihr Leiden, welches mit dem Herzen zusammenhing, war eins von denen, welche oft ein plötzliches Ende herbeiführen, bei denen der Mensch aber auch sehr alt werden kann. Daß sich ihr Zustand allmälig verschlimmerte, darüber konnte man sich nicht täuschen, jedoch geschah es in kaum wahrnehmbaren Graden. Von einem Tage zum andern konnte keine Veränderung constatirt werden, nur wenn man ihren Zustand mit dem verglich, in welchem sie sich vor drei Monaten, einem halben, oder einem Jahre befunden, merkte man den Verfall. Zuweilen fühlte sie sich ganze Tage lang unwohl und war unfähig, ihr Zimmer zu verlassen, und dann kam wieder eine

Zwischenzeit der Ruhe, in der sie anscheinend ganz gesund war und täglich spazieren ging und fuhr. Doctor Kane war zweimal herüber gekommen, um seine Mutter zu sehen, aber nur einige Stunden geblieben. Seine Ansicht ging dahin, daß sie, vermöge großer Pflege, noch Jahre und vielleicht viele Jahre leben könnte; gleichzeitig wußte er aber auch, daß es, selbst im medicinischen Sinne, keine Sicherheit dafür gab.

Es war während dieses Aufenthalts in Eastsea, daß Mrs. Cumberland Nachricht von Mr. Adair erhielt. Er beantwortete ihren ersten Brief, in welchem sie von der wahrscheinlich bevorstehenden Bewerbung um Ellens Hand durch einen in jeder Hinsicht wünschenswerthen Mann gesprochen, dessen Namen sie aber, wahrscheinlich aus Zerstreutheit, zu erwähnen unterlassen hatte. Mr. Adair's Antwort, welche jetzt eingelaufen, lautete dahin, daß, da er volles Vertrauen in Mrs. Cumberland's Urtheil setzte und für seine Tochter nichts Besseres wünschen könne, als daß sie sich angemessen verheirathe, er mit Freuden seine Einwilligung gäbe.

Doch dieses schloß einen sehr unglücklichen Irrthum in sich, von welchem bis jetzt Niemand eine Ahnung hatte, oder haben konnte. Der erste Brief Mrs. Cumberland's hatte sich auf Mr. Graves bezogen, während sie die Antwort darauf für die Einwilligung zu einer Verbindung mit Arthur Bohun hielt. Es

braucht Zeit, wie Jedermann weiß, bis ein Brief von England nach Australien und die Antwort von dort wieder zurückkommt. Ob nun während der darüber verflossenen Wochen Mrs. Cumberland wirklich vergessen hatte, daß ihr erster Brief sich auf Mr. Graves bezogen, oder ob sie in ihrem krankhaften Zustande die beiden Briefe verwechselte, oder sich nur des letztern erinnerte, muß für immer dahingestellt bleiben. Gewiß war es, daß sie die freudig gegebene Einwilligung Mr. Adair's auf die Verbindung seiner Tochter mit Arthur Bohun bezog. Vielleicht hatte sie gar keine Erinnerung mehr daran, daß sie jemals Etwas über Mr. Graves geschrieben.

Nach ihrer Gewohnheit sagte sie Ellen nichts davon, nicht ein Wort. Es käme Zeit genug, meinte sie, wenn Arthur Bohun sich erklärte — wenn er es überhaupt noch that. Sie hielt die Einwilligung bereit für den Fall, daß man ihrer bedurfte, und war damit beruhigt.

„Sie langweilen sich entsetzlich, Ellen!"

Ellen Adair blickte auf und erröthete leicht bei der plötzlichen Beschuldigung, welche von Mrs. Cumberland ausging.

„Langweilen!" rief Ellen.

„Sie thun nichts anderes, liebes Herz. Es scheint Ihnen nicht sehr in Eastsea zu gefallen."

„Nicht sehr. Es ist etwas einförmig."

„Nun ja, es wundert mich nicht, daß Sie es einförmig finden, da ich die meiste Zeit an die Stube gefesselt bin. In Niton hatten Sie wenigstens Capitän Bohun, um mit ihm auszugehen; hier müssen Sie allein gehen."

Ellen wandte den Kopf weg, um die Röthe zu verbergen, welche bei der Erinnerung an Niton in ihre Wangen stieg.

„Werden wir bald nach Hause reisen, Mrs. Cumberland, was denken Sie?" fragte das Mädchen.

„Ach nein. Ich bekam heute Morgen von Jelly einige Zeilen, in denen sie sagt, daß das Haus noch nicht halb fertig ist. Lässiges Volk, diese Arbeiter. Hat man sie einmal im Hause, kann man sie gar nicht wieder herausbekommen. Aber selbst wenn Alles fertig wäre, würde ich noch nicht von hier fortgehen. Diese Luft thut mir im Ganzen sehr wohl, und vielleicht bleibe ich den Winter hier."

Ellen sank der Muth. Den ganzen Herbst an diesem Ort, der ihr das Ende der Welt schien, und noch dazu den Winter! Würde sie jemals noch so glücklich sein, den Geliebten ihrer Seele, Arthur Bohun, wiederzusehen? Und er — vielleicht fing er an, sie zu vergessen!

„Fühlen Sie sich wohl genug, ein wenig auszugehen, Mrs. Cumberland?"

„Nein. Es thut mir leid, Ellen, aber Sie müssen schon allein gehen. Ziehen Sie sich nur gleich an, Kind, der Nachmittag ist schnell vorüber.“

Ellen seufzte. Es war ihr ganz gleichgültig, ob sie ausging oder zu Hause blieb; sie gehorchte indessen mechanisch und ging. Ganz allein. Anna begleitete sie hin und her, heute aber mußte die Dienerin bei ihrer Herrin bleiben.

Der Sonnenschein spielte in einzelnen Lichtfunken auf der klaren, blauen See, deren Farbe in jedem Augenblick anders und immer schöner wurde, je höher die glühend angestrahlten herbstlichen Wolken am Himmel emporstiegen. Ellen saß auf einem geschützten Platze und betrachtete das Schauspiel. Es war ihr Lieblingsplatz, ein in den Felsen gehauener Sitz, der nur von ihr benutzt zu werden schien, da sie noch niemals hier gestört worden war. Den schmalen Streifen der Küste ausgenommen, sah man von dort aus nichts als Himmel und Meer. Ueber sich konnte sie die Stimmen spielender Kinder vernehmen, während die rauschende Fluth zu ihren Füßen in melancholischer Eintönigkeit kam und ging.

Ellen hatte ein Buch mitgenommen und auch ihr Tagebuch. Sie las ein paar Seiten in dem einen und schrieb einige Zeilen in dem andern mit Bleistift, und so vergingen die Stunden, bis

sie vollkommen schwermüthig war. Der melancholische Tag war nur einer von den vielen melancholischen Tagen, aus denen jetzt ihr Leben bestand.

„Wird das niemals ein Ende nehmen?" murmelte sie, nachdem sie ein kleines Vergnügungsboot in See stechen und allmälig verschwinden gesehen hatte, um sich wieder in schweigender Einsamkeit zu befinden. „Werde ich niemals nach Dallory zurückkehren und — und zu den Freunden, die dort leben? Es ist möglich, daß man hier einen Winter überstehen kann, ohne daran zu sterben, und doch —"

Ein Herr in tiefer Trauer erschien auf dem schmalen Küstenstreifen und sah sich nach allen Seiten um. Ellen's traurige Gedanken waren mit einem Mal verschwunden und sie sprang mit einem schwachen Ruf empor, jenem Aufschrei unaussprechlicher Freude, dessen Ton so nah verwandt ist mit dem des tiefsten Schmerzes.

Denn es war kein Anderer als Capitän Arthur Bohun. Er hatte den Ruf nicht gehört, aber er sah sie. Nach ihr hatte er sich überall umgesehen, und er kam ihr jetzt mit ausgestreckter Hand entgegen. Einen Augenblick war sie ganz betäubt und wußte nicht, ob sie träumte oder wachte. Aber ja, ja, er war es, er war es wirklich. Das Meer und der Himmel und die Felsen und die Einförmigkeit — Alles war zum Paradies gewandelt.

„Wie geht es Ihnen, Ellen?“

Nichts als diese gewöhnlichen Willkommenworte wurden gesprochen. Sie standen schweigend mit verschlungenen Händen. Seine Lippen bebten leise, ein Beweis, wie glühend das Gefühl war, welches ihn bei dieser erneuten Begegnung durchstürmte. Ellen wurde abwechselnd roth und blaß und befand sich in einer Aufregung, die ihr fast Schmerz verursachte. Lange blickten sie einander in die Augen, in denen ihr beiderseitiges Glück über dieses Wiedersehen geschrieben stand. Sich dann ruhig an ihrer Seite auf dem Felsenvorsprung niederlassend, berichtete er über sein unerwartetes Erscheinen. Er war gleich nach seiner Ankunft in Eastsea am heutigen Nachmittage in Mrs. Cumberland's Wohnung gewesen, wo ihm Anna gesagt hatte, daß ihre Gebieterin krank zu Bett liege und Miß Adair nach dem Strande gegangen wäre.

„Dachten Sie nicht, Ellen, daß ich gar nicht mehr zu Ihnen kommen würde? Ich glaubte es beinahe selbst. Ich konnte meinen Onkel nicht verlassen, während James so krank war.“

„Ist er todt?“ fragte Ellen zögernd, mit einem Blick auf seine schwarzen Kleider.

„O nein. Ein Vetter von Sir Nash und meinem Vater ist gestorben, ein sehr alter Mann, der schon seit Jahren im Süden von Frankreich lebte. James Bohun befindet sich jetzt viel besser.“

„Nach der tiefen Trauer, welche Sie tragen, glaubte ich, daß sie ihm gälte.“

„Ist sie so tief? Ich denke, es sieht nur so aus, weil alles schwarz ist. Wir Männer können nicht, wie die Damen, eine sogenannte Halbtrauer anlegen; auch würde ich es in dem gegenwärtigen Falle nicht wünschen, denn der gute alte Mann ist generös gegen mich gewesen.“

Sie versanken beide in Schweigen, Jeder nur die überirdische Seligkeit empfindend, welche nach so langer Trennung in des Andern Gegenwart für ihn lag. Es war ein Gefühl, so tief, so unaussprechlich wonnevoll, daß Ellen wenigstens gern in diesem Augenblick gestorben wäre. Die ewig wechselnde See erglänzte in immer neuer Farbenpracht, der Himmel schien auf sie herabzulächeln, über ihnen spielten die Kinder, von einem fernen, den Augen nicht wahrnehmbaren Boot erklangen die sanften Töne einer Flöte. Nein: Eden konnte nicht schöner gewesen sein!

„Was haben Sie die ganze Zeit allein in Eastsea gethan?“ fragte er endlich.

„Meistens, was ich in diesem Augenblick thue — ich habe hier gesessen und die See betrachtet,“ antwortete sie. „Hier kann man nichts anderes thun. Es war schaurig langweilig.“

„Hat Mrs. Cumberland keinen Besuch gehabt?“

„Dr. Rane ist zweimal hier gewesen. Er erzählt wenig Tröstliches von den Zuständen in Dallory. Der Strike scheint zu keinem Ende kommen zu wollen, und die Leute sind in der größten Noth.“

„So sagt auch Dick. Er schreibt mir zuweilen.“

Das war ein großer Aufwand an Gespräch. Wieder versanken sie in Schweigen. Die Fluth kehrte wieder und mit ihr zeigte sich ein großer Dampfer in der Ferne.

„Hören Sie den Gesang, Ellen?“

Eine sanfte Tenorstimme hatte über ihnen ein Liebeslied angestimmt: „Ellen Adair“ oder „Robin Adair“, wie es häufiger genannt wird. Arthur Bohun hatte es als „Ellen Adair“ singen hören, als er an seiner Wunde in Irland krank gelegen; die Irländer bestanden darauf, daß dies der ursprüngliche Text sei, und er hatte Ellen seitdem vermocht, es ihm so vorzusingen. Die Kinder verließen ihre Spiele; ein Vers folgte dem andern, und die beiden lauschten, unter dem Felsen versteckt, bis zu Ende und konnten jedes Wort deutlich vernehmen.

„Die ich geliebt so sehr,
Heg' ich im Herze mein;
Nimmer vergeß ich Dein.
Ellen Adair.“

„Auch ich nicht,“ sagte Arthur weich, als der letzte Ton verhallt war.

Sie verließen endlich den Platz. Als sie durch die Stadt gingen, sang derselbe Mann vor einer Hausthüre: „Des Sängers Knabe.“ Er hielt den Hut in der Hand, doch sah er aus, als hätte er bessere Tage gekannt. Capitän Bohun legte einen Schilling hinein.

Mrs. Cumberland war aufgestanden, als sie heimkamen. Anna hatte ihr von Capitän Bohun's Ankunft erzählt und daß er Miß Adair aufsuchen gegangen. Sie überlegte einige Minuten lang, wie sie sich nun verhalten sollte, und entschied sich dahin, mit Capitän Bohun zu sprechen.

So lange sie mit keinerlei Autorität bewaffnet gewesen, hatte sie nicht anders können, als Capitän Bohun's häufige Besuche stillschweigend zu dulden, jetzt aber schien es ihr in der Ordnung und als eine Pflicht gegen Ellen, ihnen gegenüber Stellung zu nehmen. Wenn Capitän Bohun ernste Absichten hatte, gut und schön; wenn nicht, so würde sie ihn ersuchen, seine Intimitäten einzustellen. Indem sie fühlte, welche Verantwortlichkeit auf ihr, als der einzigen Beschützerin Ellen's in Europa, lag, glaubte sie sich auch hinlänglich berechtigt, diesen Schritt zu thun; denn hatte Arthur Bohun nicht die Absicht, das junge Mädchen zu seiner

Frau zu machen, so war es grausam, sie länger in dieser Täuschung zu lassen.

Hatte Mrs. Cumberland sich einmal zu etwas entschlossen, so verlor sie gewöhnlich nicht lange Zeit, ehe sie zur Ausführung schritt; und so auch hier. Noch an demselben Abend ergriff sie die Gelegenheit, als Ellen hinausgegangen war, um einen Auftrag, den sie ihr selbst zum Vorwand gegeben, auszurichten, und ging gegen Capitän Bohun mit der Sprache heraus.

Aber der stolzeste Mann hätte sich durch das, was sie sagte, nicht verletzt fühlen können. Sie sprach durchaus wie eine Lady. Capitän Bohun's heutiges Erscheinen in Eastsea — zusammen mit seiner häufigen Anwesenheit in Niton, als sie dort gewohnt, und seinen beständigen Besuchen in ihrem Hause in Dallory Ham — hätte eine flüchtige Idee, welche ihr bisweilen gekommen, wieder auf's neue hervorgerufen, nämlich, daß er möglicherweise eine Neigung zu Ellen Adair gefaßt haben könnte. Mrs. Cumberland wünschte durchaus nicht, sich über diesen Punkt weiter zu verbreiten; ob es der Fall war oder nicht: es wäre seine Sache allein. Vielleicht hätte sie sich ganz und gar getäuscht; Alles, was sie zu sagen wünschte, war dies: daß, wenn Capitän Bohun keine Absichten in Bezug auf Miß Adair hätte, sie ihn ersuchen müßte, sich jedes ferneren vertraulichen Verkehrs zu enthalten. Wenn sie

wieder nach Dallory Ham zurückkäme, würde sie sich freuen, ihn gelegentlich bei sich zu sehen, gerade wie jeden andern Besuch; doch nichts mehr.

Arthur Bohun antwortete darauf offen genug. Er liebte Ellen, und wenn die Umstände es erlaubten, würde er nur zu glücklich sein, sie heimzuführen; allein, wie Mrs. Cumberland wüßte, wäre er ein armer Mann. Mrs. Cumberland bemerkte hierauf, daß sie die Sache ganz seiner eigenen Erwägung überließe, daß er nach Belieben handeln könnte; sie dränge ihn in keiner Weise; wenn er keine günstige Wendung seiner Verhältnisse erwarten dürfte, so möchte er es frei heraus sagen und seine Besuche einstellen; sie könnte nicht gestatten, daß man mit Ellen spielte. Hierauf bat sich Arthur für die Nacht Bedenkzeit aus; am Morgen würde er Mrs. Cumberland besuchen und ihr seinen Entschluß mittheilen.

Dabei blieb es für heute. Als Ellen in's Zimmer zurückkehrte, vollständig ahnungslos, was während der wenigen Minuten ihrer Abwesenheit gesprochen worden war, brach Capitän Bohun auf. In dem Hotel angekommen, in welchem er abgestiegen war, gab er sich einer ernsten Betrachtung der Frage hin, sie nach allen Seiten unbefangen erwägend und prüfend, so weit dies

seine Liebe zu Ellen zuließ, durch welche er Partei in seiner eigenen Sache war.

Er hatte jetzt genug, um zu heirathen. Durch das Ableben jenes Verwandten, um dessentwillen er in Trauer, war ihm ein jährliches Einkommen von achthundert Pfund zugefallen. Mit seinen bisherigen Revenüen waren es zwölfhundert, genug, um damit zu beginnen, obgleich er ein Bohun war. Doch — es gab anderseits ernstliche Bedenken. Wie er argwöhnte, hatte seine Mutter in ihrer Furcht vor Ellen Adair auf irgend welche Weise Sir Nash den Verdacht einzuflößen gewußt, daß Arthur, wenn er nicht unter strenge Controle genommen würde, sich in eine entehrende Mesalliance einlassen könnte. Sir Nash besaß den ganzen Stolz seiner Familie, und dies erschreckte ihn. Er nahm Arthur vor und kündete ihm an, daß, wofern er sich nicht ganz mit Beistimmung der Familie verheirathete, er niemals zugeben würde, daß die Güter auf ihn übergingen. Nicht einmal der Titel, wenn er es hindern könnte. Wenn James stürbe, würde er, Sir Nash, sich wieder verheirathen und directe Erben hinterlassen.

Das war es, was jetzt Arthur zu keinem Entschluß kommen ließ. Eins wußte er bestimmt, daß James Bohun, seitdem er krank war, seinem Vater darin beipflichtete, das Fideicommiß aufzuheben, so daß die Drohung, die Güter mit Umgehung Arthur's

anderweitig zu vermachen (selbst wenn er der Erbe des Titels würde), leicht zu bewerkstelligen war. Was sollte er thun? Sich von Ellen zu trennen, vermochte er nicht. Wenn er sie nur zu seinem Weibe machen könnte, ohne daß es die Welt erführe; weder die Welt da draußen, noch die Welt daheim! Wäre dies möglich? Ganz allmälig kam Arthur zu dem Schluß, daß der einzige Ausweg der wäre, eine heimliche Ehe zu schließen, wenn Mrs. Cumberland und Ellen dazu vermocht werden konnten.

Es lassen sich so leicht Gründe finden für das, was unsern Neigungen entspricht, und wir sehen stets das, was wir zu sehen wünschen. Arthur hielt seinen Plan für einen höchst gescheidten, dessen Ausführung keinerlei Schwierigkeiten bot. Sie könnten sich gleich hier in Eastsea trauen lassen. Würde James Bohun wieder gesund, nun, so wäre ja keine Rede mehr von Titeln und Gütern, die er sich zu wahren hätte, und es stände ihm frei, seine Heirath zu veröffentlichen, sobald es ihm beliebte. Starb James, so würde er nach seiner festen Ueberzeugung dieselbe nicht lange geheim zu halten brauchen, da das Leben Sir Nash' eben so wie das James' an einem seidenen Faden hinge. Wenige Monate, vielleicht nur Wochen, und er würde der Welt sagen können, daß Ellen sein Weib sei. Seiner guten Tante und Freundin Miß Bohun freilich hätte er es gern früher verrathen, aber vor allen

Dingen mußte er sich von Mrs. Cumberland Klarheit darüber verschaffen, welche Stellung Mr. Adair in der Gesellschaft einnahm. War er nicht Gentleman in der ganzen Bedeutung des Wortes, so konnte Ellen nicht die Frau eines Bohun werden. Durch seine Liebe zu ihr beherrscht, hatte Arthur sich bisher damit begnügt, ihre Ebenbürtigkeit für eine ausgemachte Thatsache gelten zu lassen; jetzt aber sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, der Sache näher nachzufragen. Er erhob eigentlich keinen ernstlichen Zweifel, es war aber doch in der Ordnung, sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

Mr. Adair bekleidete ein Amt im englischen Gouvernement, früher in Indien, jetzt schon seit Jahren in Australien. Seine Frau war jung gestorben, sein einziges Kind, Ellen, war zu ihrer Ausbildung nach England geschickt und in eine der ersten Erziehungsanstalten gegeben worden. Als jene vollendet, hatte Mr. Adair an Mrs. Cumberland die Bitte gerichtet, sie in ihr Haus aufzunehmen; er hätte die vage Idee, selbst nach Hause zurückzukehren, weshalb er nicht wünschte, daß Ellen zu ihm käme. In Dallory ging ein unbestimmtes Gerücht, daß sie die Erbin eines großen Vermögens wäre und ebenso, daß Mrs. Cumberland eine große Pension für die junge Dame erhielte. Diese Allgemeinheiten waren auch Arthur bekannt, aber er wußte nichts mehr.

Am folgenden Morgen machte er Mrs. Cumberland den versprochenen Besuch. Ellen war mit der Dienerin am Strande, sie waren daher ungestört und ihre Unterhaltung war eine lange und vertrauliche. Der Himmel weiß, auf welche Weise es Arthur gelang, Mrs. Cumberland von der Nothwendigkeit zu überzeugen, die Heirath geheim zu halten, aber es gelang ihm. Er gebrauchte durchaus keine Winkelzüge, sondern erzählte freimüthig, daß seine Mutter ein Vorurtheil gegen Ellen gefaßt und das Ohr Sir Nash' gewonnen hätte; kurz, er bediente sich derselben Argumente, die er am Abend vorher gegen sich selbst geltend gemacht. Mrs. Cumberland, welche Madame ohnehin wegen ihrer Intriguen gegen Doctor Rane grollte, hielt es für eine Schmach sonder Gleichen, daß sie danach trachtete, das Glück ihres eigenen Sohnes zu zerstören, und fühlte für diesen die wärmste Sympathie. Dies war es auch, was sie nachgiebiger machte, als sie wohl sonst gewesen wäre, kurz, daß sie sich mit Arthur's Plan einverstanden erklärte. Die schändliche Absicht, welche Madame im Schilde führte, zu durchkreuzen, hielt sie nicht nur für keine Sünde, sondern sogar für ein Verdienst von Seiten Arthur's. Und als nun die Dinge so weit gediehen und die schnelle Heirath beschlossen war, überraschte Mrs. Cumberland Capitän Bohun, indem sie ihm den Brief Mr. Adair's vorlegte, und ihm zur Erklärung

desselben mittheilte, was sie jenem Herrn geschrieben. „So daß ihres Vaters Segen der Verbindung nicht fehlen wird,“ schloß Mrs. Cumberland. „Ohne diesen Umstand hätte ich nie und nimmer in die heimliche Vollziehung derselben willigen können.“

Dies gab Arthur Gelegenheit, eine Frage über die gesellschaftliche Stellung Mr. Adair's anzubringen, welche er in der Hitze des Gesprächs bisher vergessen hatte. Er wäre ohne allen Zweifel ein Gentleman, gab Mrs. Cumberland zur Antwort, und gehörte einer sehr guten schottischen Familie an. Major Bohun, Mr. Adair und ihr eigener Mann, Mr. Cumberland, wären intime Freunde in Indien gewesen, zur Zeit als Major Bohun starb. Sie könnte nicht anders denken, schloß sie, als daß es die Erinnerung an jene Freundschaft vergangener Tage gewesen, welche Mr. Adair so bereitwillig gemacht, seine Zustimmung zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne Major Bohun's zu geben.

So endete also die Unterredung zur allgemeinen Zufriedenheit; für Arthur, indem er glaubte, daß sich seiner Heirath mit Ellen kein Hinderniß mehr in den Weg stellen konnte, daß derselbe vielmehr durch diesen Brief Mr. Adair's vollständig geebnet sei; für Mrs. Cumberland, indem sie durchaus keinen Mißgriff zu begehen meinte, wenn sie die Heirath zu verheimlichen gestattete. Beide waren vollkommen arglos: er, daß es irgend ein

reelles Hinderniß geben könnte; sie, daß Mr. Adair's Einwilligung sich auf einen ganz andern Mann bezög.

Capitän Bohun verließ Mrs. Cumberland, um Ellen aufzusuchen, und seine Wangen flammten vor glücklicher Aufregung. Er fand sie wieder an dem einsamen Platze, den Blicken der Welt entzogen. Und wieder allein. Das Dienstmädchen war in einen Laden gegangen, um Band zu kaufen. Ihr bisheriges Begegnen war stets mehr oder weniger formell und nach den Regeln des Anstandes gewesen, wie noch dasjenige am gestrigen Tage.

„Guten Morgen," sagte Ellen, indem sie sich erhob und ihm die Hand reichte.

Statt aber diese Hand zu nehmen, schloß er sie selbst mit einem Laut unterdrückter innerer Bewegung in seine Arme und legte ihr süßes Gesicht an seine Brust, indem er es mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. Ellen vermochte sich in ihrer Ueberraschung nicht von ihm frei zu machen.

„Ellen, Geliebte, o entziehe Dich mir nicht," rief er mit innig flehenden Tönen. „Nur wenige Stunden noch, und Du bist mein Weib!"

Dreizehntes Capitel.

Ein letztes Wort.

Der Stand der Angelegenheiten in Dallory wurde von Woche zu Woche unbefriedigender. Der Strike dauerte fort; die Leute weigerten sich entschieden, die Arbeit anders wieder aufzunehmen, als unter den von ihnen gestellten Bedingungen, oder vielmehr die Gewerkvereine weigerten sich, ihnen die Erlaubniß dazu zu geben. Die Unterstützungen flossen immer spärlicher. Wenn die Hungersnoth noch nicht geradezu ausgebrochen war, so fehlte doch nicht mehr viel dazu. Der North'sche Winkel, einst so gut im Stande, hatte das Ansehen eines halb ausgehungerten Orts, dessen Blößen an allen Ecken und Enden zum Vorschein kamen, gerade, wie bei seinen Einwohnern. O, was war das für eine sinnlose Thorheit! Wo sollte das enden! Mrs. Gaß hatte es aufgegeben, zu den Leuten zu gehen, um ihnen die Wahrheit zu sagen und zu versuchen, sie zur Vernunft zurückzubringen; Miß Dallory hatte jetzt diese Mission übernommen. Es gelang ihr jedoch nicht, irgend

welchen Eindruck auf die Leute zu machen. Sie waren niedergeschlagen, elend und halb verhungert; sie wären froh gewesen, zur Arbeit wieder zurückkehren zu können, auch beinahe ohne Lohn, nur um dieser drückenden Unthätigkeit zu entgehen; aber sie gehörten den famosen Gewerkvereinen an, deren Befehlen sie sich fügen mußten. Mary Dallory verlor manchmal die Geduld mit ihnen und fragte sie, ob sie Männer oder Memmen wären, daß sie ihre eigenen Kinder mitleidslos umkommen ließen?

Eines Tages gingen Mrs. Gaß und Miß Dallory zusammen nach dem Arbeiterviertel. Es hatte keine Verabredung stattgefunden. Eins von Ketler's Kindern war krank — Doctor Rane sagte, es sei der Anfang der Auszehrung — und Miß Dallory brachte dem kleinen, hübschen, sanften Wesen bisweilen etwas Stärkendes. Es sei eine Sünde und Schande, pflegte sie zu Ketler zu sagen, daß er sogar dieses arme, elende Geschöpfchen verhungern ließe, und Ketler mußte es sich in Demuth selbst gestehen, daß es in der That verhungerte. Es lief ihm dabei kalt über den Rücken. Der Mann war eine so brave, ehrliche Haut, als es in der Welt nur eine geben konnte; immer bestrebt, seine Pflicht zu thun, allein er hatte sich den Gewerkvereinen einmal angeschlossen und sich die Hände damit vollständig gebunden.

Miß Dallory trug ein Kleid von gedrucktem Kattun — sie

war überhaupt stets viel weniger elegant als Jelly — und hatte ein Körbchen mit frischen Eiern in der Hand. Als sie bei Mrs. Gaß vorüberkam, stand diese Dame gerade am offenen Fenster ihres Wohnzimmers in der ganzen Glorie eines prächtigen grünen Atlaskleides und einer mit einem Paradiesvogel geschmückten Haube. Schöne Kleider waren nun einmal ihr Steckenpferd, und sie sah nicht ein, warum sie sich dieselben nicht gewähren sollte.

„Wohin des Weges, mein liebes Kind?“ fragte die Dame in großartiger Toilette, als Mary stehen blieb.

„Ich will der kleinen Cissy Ketler diese Eier bringen. Ich kann nicht begreifen, was aus all den armen Kindern werden soll, Mrs. Gaß, wenn dieser Zustand noch länger währt?“

„Ich erst recht nicht. Es geht einem nah genug, sie entbehren zu sehen; und doch, wenn wir uns ihrer annehmen und ihnen zu essen geben, bestärken wir nur die Väter in ihrem unverbesserlichen Eigensinn und Müßiggang, mein Kind.“

„Aber das Kind ist krank,“ sagte Mary Dallory. „Und viele andere Kinder gleichfalls.“

„Es wird bald noch schlimmer kommen. Was ich sagte, war aber nicht auf Sie gemünzt. Ich weiß nicht, wohin das will. Wir können keine Hospitäler für die Frauen und Kinder herrichten, selbst beim besten Willen nicht. Und den Willen hab' ich

nun zum Beispiel nicht. Erst laß sie für ihre Frauen und Kinder sorgen, und dann mögen sie meinetwegen die Herren spielen, so lange es ihnen beliebt. Warten Sie, Herzchen, ich komme mit Ihnen und da können wir weiter reden."

Sie kam, ihre olivenfarbenen Handschuhe anziehend, aus dem Hause heraus und sie gingen nach Ketlers Wohnung. Der North'sche Winkel war heute ganz öde und verlassen. Nicht ein Mann zeigte sich dort. Die wenigen Herumstreifenden, die zu sehen waren, gingen sämmtlich schnellen Schrittes in der Richtung der Fabriken zu, ohne ihre Pfeifen im Munde, als wenn sie Geschäfte vorhätten. Mrs. Gaß hielt einen der Vorübergehenden an.

„Was ist los, Dawson?"

„Wir sind zusammengerufen worden, Madame; Mr. Richard North hat was mit uns zu sprechen. Es mag sein, daß er endlich nachgeben will."

„Meint Ihr", entgegnete Mrs. Gaß. „Na, damit braucht Ihr Euren Gehirnkasten nicht anzustrengen, Dawson. Es ist viel wahrscheinlicher, daß er Euch davon in Kenntniß setzen will, daß er die Fabriken ganz und gar verkaufen will — wenn er einen Narren findet, der sie ihm abnimmt."

Die Leute gingen weiter. Als Mrs. Gaß sich wieder zu Miß Dallory wandte, schlug sie mit ihrem kleinen Spitzensonnenschirm

in die Luft und setzte den Paradiesvogel durch einen Ruck ihres Kopfes in nickende Bewegung.

„Hätte mir Einer erzählt, daß Menschen so eigensinnig dabei bleiben könnten, daß sie im Recht seien, ich hätte es nicht geglaubt, aber man muß sehen, um zu glauben. Wie wär's, wenn wir auch nach den Fabriken gingen und hörten, was Mr. Richard vor hat."

Die Leute, welche durch das eiserne Gitter eintraten, gingen ihrem eigenen Eingang zu, während Mrs. Gaß ihre Begleiterin nach einem Privateingang führte. Er führte direct in einen Raum, welchen man in diesem Augenblick das Audienzzimmer nennen konnte, denn Richard North hielt eine Ansprache an die darin versammelten Leute. Es war ein langer, schmaler Raum, welcher durch einen Zahltisch quer durchschnitten wurde. Hier waren die Leute früher ausgezahlt worden, und manche von ihnen mochten im Hereintreten sich mit einem Seufzer jener glücklichen Tage erinnern. Richard North konnte die Damen nicht hereinkommen sehen. Er stand mit dem Rücken nach ihnen, in seinem gewöhnlichen Alltagsanzug, einem einfachen schwarzen Rock, grauen Beinkleidern und feiner, weißer Wäsche. Seine Hände ruhten auf dem Zahltisch, während er zu den Leuten sprach, welche vor ihm auf der andern Seite desselben standen. Es war ihrer eine

ganze Menge und alle hörten ihm mit aufmerksamer Miene zu. Mrs. Gaß gab Mary Dallory ein Zeichen stehen zu bleiben, nicht um sich und ihre Begleiterin vor Richard zu verbergen, sondern weil ihr weiteres Vordringen ihn unterbrochen haben würde. So blieben sie lauschend stehen und Richard ahnte nicht, daß er außer den Arbeitern noch andere Zuhörer hatte.

Es handelte sich um Folgendes: North und Gaß war ein Contract von Bedeutung angeboten worden, welcher, wenn er angenommen wurde, die Leute für lange Zeit mit Arbeit versorgte. Man hatte eine bestimmte Summe geboten, und Richard North hatte, nachdem er seine Berechnungen gemacht, gefunden, daß er ihn annehmen konnte, im Fall die Leute unter den frühern Bedingungen an die Arbeit gingen; er konnte es dagegen nicht, wenn eine Lohnerhöhung eintreten sollte. In Erwägung des jetzigen traurigen Zustandes der Leute, und in der Ueberzeugung, daß sie in Bezug auf Müssiggang und leere Schränke daheim jetzt schlimme Erfahrungen genug gemacht hätten, um sie zu Verstand zu bringen, hatte Richard beschlossen, ihnen die Sache vorzutragen, um ihnen die Entscheidung zu überlassen, ob er annehmen oder ablehnen sollte. Dies that er nun in klarer bündiger Sprache und die Leute hörten ihn ehrerbietig bis zu Ende an. Dann trat einer der Männer ein paar Schritte hervor und antwortete. Er

that es ohne die geringste Ueberlegung, ohne auch nur die Meinung seiner Kameraden eingeholt zu haben.

„Wir können es nicht!“ erklärte er einfach.

Richard erhob die Hand, um den Voreiligen schweigen zu heißen.

„Versteht Ihr die Sache schon in ihrer ganzen Bedeutung?“ begann er wieder; „wenn nicht, so laßt Euch Zeit, sie zu erwägen. Betrachtet sie von allen Seiten, zieht die Zukunft sowohl, als die Gegenwart in Betracht. Hört weiter. Der Contract, der mir angetragen, ist ein guter, wie Ihr selbst wissen müßt. Er wird die Fabriken wieder in Gang bringen, wird das Mittel sein, die Arbeit, welche aus unserer Gegend immer mehr zu verschwinden droht, zu uns zurückzuführen. Er wird Euch Beschäftigung verschaffen für einen Lohn, den Ihr noch vor kurzem für mehr als ausreichend hieltet, und Euch wieder in einen Zustand versetzen, welchen man Wohlhabenheit nennen könnte — große Wohlhabenheit im Vergleich zu Eurer jetzigen Lage. Euer Haushalt wird wieder reichlich versorgt sein, Eure Kinder werden zu essen und zu trinken haben. Kurz, dieser Contract kann Euch sowohl wie mir wieder bessere Tage bringen. Ich würde ihn gern annehmen, ich sehe nichts als Ruin für meinen Vater und mich, wenn ich dazu nicht im Stande bin; was ich für Euch kommen sehe, brauche

ich gar nicht auszusprechen, wenn Ihr nicht klug genug seid, es Euch selbst zu sagen. Die Entscheidung steht leider bei Euch; ich wünschte, sie stände bei mir. Soll ich annehmen, oder nicht?"

„Wir können nicht auf die alten Lohnbedingungen zurückkehren", sagte eine Stimme in dem dichten Haufen.

„Es ist die letzte Chance, die ich Euch zu bieten habe", fuhr Richard fort. „Ich rathe Euch um Eurer selbst willen ernstlich, sie zu ergreifen. Gott ist mein Zeuge, daß ich es aufrichtig meine, wenn ich sage: um Eurer selbst willen. Wir sind so manches Jahr mit einander vereint gewesen und ich kann solche alte Bande nicht zerreißen sehen, ohne den äußersten Versuch zu machen, sie von neuem zu knüpfen. Ich muß morgen meine Antwort geben, ob ich die Arbeit übernehme oder nicht. Man läßt mir nur wenig Zeit zur Entscheidung, folglich kann ich Euch auch keine lange gewähren. Die Annahme oder Ablehnung hängt thatsächlich von Euch ab, da ich ohne Euch meine Verpflichtungen nicht erfüllen kann, aber ich kann die Bemerkung doch nicht unterdrücken, Leute, daß um solch einen Zustand möglich zu machen, in dem Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern etwas faul bis in's innerste Mark sein muß. Morgen früh um sechs Uhr wird die große Glocke läuten, um Euch wie früher zur Arbeit zu rufen. Ich hoffe, Leute, daß Ihr Alle dem Rufe folgen werdet."

„Nein, nicht für den Lohn", waren die Worte, welche Richard aus dem Gesumme, welches sich erhob, heraushörte.

„Ich kann Euch nicht mehr bieten."

„Wenn nicht — nicht. Nicht unter den alten Bedingungen", hieß es.

„Ich habe Euch gesagt, daß dies die letzte Chance ist", wiederholte Richard. „Ich werde Euch niemals wieder die Wahl stellen, ob Ihr für mich arbeiten wollt, oder nicht."

Sie könnten das nicht ändern, meinten die Leute, in Wahrheit glaubten sie aber nicht ernstlich daran. Einer wagte die Hoffnung auszudrücken, daß wenn die Fabriken verkauft würden, die neue Firma ihnen unter den neuen Bedingungen Arbeit geben würde.

„Nein, lieben Leute", sagte Richard. „Ich denke ganz anders wie Ihr. Euch wird Arbeit geboten und Ihr wollt sie nicht nehmen. Ihr seht mit leichtfertiger Sorglosigkeit in die Zukunft, wie ich glauben muß, und zerbrecht Euch nicht die Köpfe darüber, wie Ihr Euch und Eure Familien durchbringen werdet. Ich dagegen, ich verlange nach Arbeit, mit geringerem Gewinn, in kleinerem Umfang, wenn es sein muß, aber nach Arbeit, wie es auch sei. Jede Nacht liege ich wach in meinem Bett und quäle mich mit den Sorgen um die Zukunft. Was im Anfang nur wie eine momentane Stockung aussah, welche durch Vernunft und

guten Willen von beiden Seiten bald wieder in's Gleiche gebracht werden würde, hat riesenhafte Verhältnisse angenommen und scheint sich in Permanenz erhalten zu wollen. Nach einiger Zeit lenkte ich ein, indem ich mich erbot, die Differenz in Betreff des Lohnes zu theilen, wenn Ihr zurückkehren wolltet —"

„Aber wir wollten das Ganze", unterbrach ihn eine Stimme. „Und Sie ließen nichts an der Zeit nach."

„Ich konnte weder eins noch das andere", entgegnete Richard fest. „Ich bot Euch alles an, was ich im Stande war, doch das gehört der Vergangenheit an; lassen wir es. Jetzt mache ich Euch diesen letzten Vorschlag und ich halte es für billig, daß ich Euch sage, was ich zu thun gedenke, im Fall Ihr ablehnt. Ich werde nach Belgien hinübergehen und belgische Arbeiter zu engagiren suchen, die Eure Stelle hier einnehmen sollen."

Ein lautloses Schweigen verbreitete sich in dem Raum. Ketler brach es.

„Das werden Sie sicher nicht thun, Herr!"

„Es nicht thun? Ihr zwingt mich ja dazu. Ich muß entweder irgendwo andere Arbeiter engagiren, oder die Fabriken aufgeben. Da ich nicht geneigt bin, das letztere zu thun, bleibt mir nur das erstere übrig."

„Wir wollen hier keine von den Belgiern haben!“ schrie eine drohende Stimme aus dem Hintergrunde.

„Erlaubt mir, Thoms, Euch und allen Uebrigen zu sagen, daß die Belgier Euch nicht fragen werden, ob sie kommen dürfen oder nicht“, sagte Richard, sich zu seiner vollen Höhe aufrichtend. „Ihr habt nicht nöthig, neidisch zu sein. Ich biete Euch die Arbeit an, biete sie Euch jetzt an, und wünsche von Herzen, daß Ihr sie annehmen möchtet. Doch wenn Ihr es nicht thut, so bin ich entschlossen, mich nach andern Leuten umzusehen, welche arbeiten wollen.“

„Der Henker hol die Belgier! Wer sind sie, daß sie einem ehrlichen Engländer das Brod vor dem Munde wegschnappen sollten?“

„Warum läßt es sich der ehrliche Engländer wegschnappen?“ entgegnete Richard. „Seht mal, lieben Leute“, fuhr er fort, indem er sich vorbeugte und die Hände eindrücklich empor hob: „Wenn Ihr — ich spreche von den englischen Arbeitern im Allgemeinen — wenn Ihr Euch weigert zu arbeiten, kann es Euch im Grunde gleich sein, ob die Arbeit nach Belgien, oder sonst wo hin geht, um dort gethan zu werden, oder ob fremde Arbeiter kommen und sie hier thun. Mit einem oder dem andern muß es enden.“

„Es kann nimmer damit enden, daß diese Heuschrecken von

Fremden herkommen“, sagte Thoms wieder, ärgerlich darüber, daß Richard seine Stimme erkannt hatte. Aber diese zweite Unterbrechung wurde mit Zischen von seinen weniger rohen Kameraden aufgenommen, welche ihn nachdrücklich hießen den Mund zu halten und den Herrn zu hören. Richard erhob die Hand und fuhr fort:

„Wir wollen einen Augenblick annehmen, daß, wie Thoms sagt, keine Fremden herkommen sollen oder wollen. In diesem Falle müßte das andere Resultat eintreten — daß die Arbeit außer Landes ginge. Der Anfang dazu ist schon gemacht; Ihr wißt es, Leute, und ebenso wissen es Eure Beherrscher, die Gewerkvereine. Ob sie das besonders rührt, vermag ich nicht zu sagen; aber wenn erst diese Fluthen von Jammer überall hereingebrochen und sich als bleibend festgesetzt haben werden, so wird man ihrer Agitation nicht mehr sehr bedürfen. So wahr ich lebe, so wahr ich hier vor Euch stehe und zu Euch spreche, ich glaube, daß es so kommen muß. In verschiedenen Theilen des Landes sind ganze Ortschaften verödet — die Arbeit hat sie verlassen. Glaubt Ihr, daß der North'sche Winkel der einzige Ort ist, wo die Verkaufsläden ebenso gut geschlossen werden könnten, da die Leute kein Geld haben irgend etwas zu kaufen! Jede Zeitung, die Ihr zur Hand nehmt, wird Euch das Gegentheil sagen. Lest über die Schiffszimmerei im Osten von London, wie sie dort vollständig ver-

schwunden ist und ganze Colonien von Arbeitern dem Hungertode preisgegeben sind. Sie ist nach Schottland gegangen, nach den Ufern des Tyne; überall dahin, wo Leute zum Arbeiten gefunden werden können. Und so ist's mit andern Gewerken auch. Wessen Schuld ist es? — Nun, der Arbeiter eigene ist es."

Gemurmel: „Nein, Nein."

„Nein! Nun, wir haben ja hier ein handgreifliches Beispiel. Wessen Schuld ist es, daß meine Fabriken hier geschlossen stehen und Ihr in Unthätigkeit hinlebt, oder vielmehr hinsterbt, wenn Euch das Wort besser scheint. Wenn ich nicht im Stande bin, den mir angetragenen Contract einzugehen, und er wird in andere Hände gegeben, wessen Schuld wird dies sein, als die Eurige? Sprecht nicht Unsinn, Ihr Männer. Es ist ganz schön zu sagen, die Gewerkvereine gestatteten Euch nicht, die Arbeit aufzunehmen. Ich habe damit nichts zu thun: Mögt Ihr und die Gewerkvereine die Verantwortlichkeit auf Euch nehmen."

„Es ist Thatsache, daß wir nicht unsere eigenen Herren sind, Mr. Richard", sagte Ketler.

„Das glaube ich; und es scheint, daß Ihr Euch aus Eurer neuen Sklaverei weder befreien könnt noch wollt, um wieder Eure eigenen Herren zu werden. Indessen, ich habe Euch nicht zusammen gerufen, um diesen alten Streit mit Euch zu erneuern,

sondern um Euch meinen letzten Vorschlag zu erwägen zu geben. Ihr habt den heutigen Tag zur Ueberlegung. Morgen um sechs Uhr in der Frühe soll die Glocke läuten —"

„Sie wird vergebens läuten, Herr", unterbrach ihn Ketler mit Traurigkeit im Tone.

„Morgen um sechs Uhr in der Frühe soll die Glocke läuten", fuhr Richard mit Autorität fort. „Folgt Ihr ihrem Rufe, werde ich Euch herzlich willkommen heißen, wenn nicht, muß ich ablehnend antworten und die Arbeit entgeht mir. Wenn wir heute scheiden, so ist es für immer, denn ich würde sogleich Maßregeln ergreifen, um mich mit andern Arbeitern zu versehen. Und wenn ich nur zehn zum Anfang bekomme, und die Arbeit, die ich unternehme, von geringem Belang ist, ich werde sie bekommen. Ich werde denken, daß ich wieder von vorn anfange, und dazu werdet Ihr mich gebracht haben."

„Und von allen trotzköpfigen Idioten, mit denen Arbeitgeber in der Welt zu thun haben, seid Ihr die Schlimmsten!"

Diese entrüsteten Worte kamen von Mrs. Gaß. Richard sah sich erstaunt um, und würde es noch mehr, als er Miß Dallory erblickte. Mrs. Gaß schritt näher zu den Leuten heran, sprach hier und da und ihr Paradiesvogel nickte dazu den Takt. Wie gewöhnlich, sagte sie ihnen derbe Wahrheiten, die darum nicht

weniger kräftig klangen, weil die Sprache der Leute selbst eine derbe war.

„Ist es wahr?“ fragte Miß Dallory leise, als Richard und sie sich die Hände schüttelten. „Wollen Sie wirklich die Fabriken mit andern Arbeitern eröffnen?“

„Ja — wenn sie nicht zurückkehren. Es wird so besser sein, wie klein ich auch vielleicht anzufangen haben werde, als daß ich in die Welt hinaus gehe, um mein Glück zu versuchen. Wenigstens habe ich so in letzter Zeit gedacht.“

„Werden die Leute zurückkehren?“

„Ich fürchte mich, Ihnen meine wahre Meinung zu sagen, da sie wie ein böses Omen klingen würde.“

„Damit haben Sie sie mir gesagt. Es ist auch die meinige. Sie sind bis zum Wahnsinn verblendet.“

„Weniger verblendet, denke ich, als, wie ich erst zu ihnen sagte, in einem Zustand der Sklaverei, von welchem sie sich nicht wagen zu emanzipiren.“

„Und wer würde es, bei all den Versprechungen, die die Gewerkvereine machen. Tadeln Sie sie nicht zu sehr, Mr. Richard. Wenn irgend eine große mächtige Genossenschaft uns beide mit allen Mitteln der Agitation bearbeitete und uns goldene Berge

gab der Mutter die Eier und eine halbe Quartflasche voll Bouillon, welche auf dem Boden des Korbes gelegen hatte.

„Was macht Cissy heute?", fragte sie das Kind zärtlich.

„Cissy ist müde", gab die Kleine zur Antwort.

„Hat Cissy den Erdbeergelée verspeist?"

Cissy nickte.

„Dann schicken Sie Ihren großen Jungen nach Ham Court, um mehr zu holen", sagte Miß Dallory zur Mutter gewandt.

Der „große Junge" war der älteste. Er war auch in den Fabriken beschäftigt worden, nun aber wie die Uebrigen zum Nichtsthun verdammt.

„Haben Sie nun nicht bald das Dings da satt?" fragte Mrs. Gaß, welche auf einen umgestülpten Scheuereimer zu sitzen gekommen war.

Die Frau wußte, was sie mit dem „Dings da" meinte, und stöhnte laut auf. Kein Wort hätte ausdrucksvoller zu sagen vermocht, wie sehr sie es „satt hatte", und wie gering ihre Hoffnungen waren, daß es bald anders werden würde.

„Ich habe von des Herrn Anerbieten gehört, Madame", sagte sie, „aber die Männer wollen es ablehnen. Smith sagte es mir, als er vorbeiging. Gott im Himmel mag wissen, was aus uns werden wird."

„Wenn die Männer es ablehnen, so verdienen sie den Rest ihres Lebens auf einer Egge zu sitzen, mit allen Spitzen in ihrem Leib", entgegnete Mrs. Gaß, welcher ihr eigener unbequemer Sitz diese Idee eingegeben haben mochte. „In jedem Fall hoffe ich, daß ihr Gewissen sie noch 'mal tüchtig zwiebeln wird."

„Die Gewerkvereine haben Schuld", sagte die Frau leise, einen vorsichtigen Blick umherwerfend. „Die Männer können nicht, wie sie wollen."

„Nicht wie sie wollen!" wiederholte Mrs. Gaß. „Dann nimm Du wenigstens nicht den Blödsinn in den Mund, um mir damit zu kommen, Susanne Ketler. Wenn die Männer Narren genug waren, sich zum Anschluß an die Gewerkvereine bringen zu lassen — und darüber will ich nichts sagen, denn die Besten unter uns lassen sich manchmal von schönen Versprechungen verführen, die sich nachher als eitel Rauch erweisen oder noch als was schlimmeres — so sollten sie jetzt wenigstens nicht so eigensinnig sein, daran festzuhalten. Jetzt, da sie gesehen haben, was diese herrlichen Gewerkvereine ihnen für Gutes gebracht und wahrscheinlich noch bringen werden, sollten sie ihre eigenen fünf Sinne gebrauchen und sie verlassen. Mr. Richard North hat ihnen heut Gelegenheit gegeben, es zu thun. Jedermann kann morgen früh, wenn die Glocke läutet, wieder an die Arbeit gehen, und wieder seinen

ordentlichen Lohn und seine Bequemlichkeiten haben. Wenn sie sich weigern, so wären sie nicht blos Narren, sondern viel was Schlimmeres, Susanne, sie wären bodenlos schlecht."

„Sie haben Angst", murmelte die Frau. „Sie haben sich dem Verein mit Wort und Hand verbunden."

„Laß sie sich wieder losbinden. Red' nicht, Susanne; Angst haben! Wovor? Können die Vereine sie dafür umbringen? Können die Leute dafür gehängt und geviertheilt werden, wenn sie austreten? Wer ist die Union? Sind es Riesen mit Donnerkeilen in den Händen, die vom Schöpfer die Macht erhalten haben, den Willen der Leute damit zu lenken? — oder Menschen wie sie, Arbeiter wie sie, einige von ihnen wenigstens, wenn das Gerücht recht hat. Du thätest besser, Susanne, Deinen Blödsinn für Dich zu behalten. Ich weiß, was ich weiß, und Vernunft muß Vernunft bleiben. Wenn die Männer es thun wollten, sie könnten die Gewerkvereine Gewerkvereine sein lassen, und morgen wie ordentliche Menschen wieder zur Arbeit kommen. Ich möcht' Den sehen, der sie hindern wollt'!"

Susanne Ketler wagte nichts weiter zu sagen; sie wünschte nur, daß sie das ihrem Manne und den Andern hätte sagen dürfen. Aber mit der gesunden Vernunft, wie Mrs. Gaß es nannte, auf der einen und der Sophisterei der Gewerkvereine auf

der andern Seite, war den Leuten in der North'schen Colonie das Steuer mehr denn je verloren gegangen. Mrs. Gaß erhob sich von ihrem unbequemen Sitz und verließ mit Miß Dallory das Haus.